

III. CAPITEL.

Der Stefansplatz.



it Recht wird der Stefansplatz oder „Stefansfreypthof“ (wie man ihn früher nannte) als der eigentliche „Centralpunkt“ der Stadt betrachtet, denn hier concentrirte sich die „Nationaltrauer“, gleichwie die „Nationalfreude“ in einem Punkte und die altherwürdigen Mauern wiederhallen von hundertjährigen Ereignissen, ja von der Geschichte eines ganzen Volkes. — Hier betrauernten die Wiener ihre grossen Edlen und bejubelten ihre Siege. Und wenn der „Krieg“ seine Brandfackel schleuderte, der gierige Dämon „Hunger“ über die Saaten zog, scheussliche „Pest“ ihren schwarzen Rachen öffnete, wenn „Verrath“ die Thore zu sprengen drohte, oder „Tyrannenwillkür“ die Herzen zerriss: da war es die Glocke vom alten Stefansdom, welche die frommen Wiener zum Gebet vereinte und sie begeisterte in gemeinsamer Noth zur gemeinsamen That. — Wenn aber mit wüthendem Getöse die Belagerer die Mauern erstürmten und die tapferen Wiener den Sturm muthig zurückschlugen, da war es wieder dieselbe Glocke, die jetzt den unten Harrenden den fröhlichen Sieg verkündete.

Nichts ist daher den Wienern so sehr an's Herz gewachsen als ihr Stefansplatz und vor Allem ihr Liebling, der alte Stefansthurm,¹⁾ aber auch nichts hat seine Physiognomie so sehr geändert, als der alte „Stefansfreypthof“. Unsere heutige Jugend würde nicht wenig erstaunen, würde ich ihr erzählen, wie die Stefanskirche noch vor kurzem (noch vor achtundsiebzig Jahren) mit einer Unzahl von kleinen Häuschen, Buden und Hütten umstellt und verbaut war, die sich wie kleine „Schwalbennester“ ausnahmen. Noch mehr befremden würde es sie, wenn sie erführe, dass die Wiener an ihrem ohnehin riesengrossen Gotteshause noch immer nicht Genüge hatten und überdies ein kleines Kirchlein, „die Magdalenenkirche“, knapp daneben durch volle vierhundert Jahre belassen und ein weiter, grosser „Friedhof“ den Dom umgab.

Die Verbauung des alten Stefansfreythofes.

Zwischen der Hauptfaçade der Stefanskirche am Riesenthore und den vis-à-vis liegenden Häusern der heutigen Brandstätte schoben sich ehemals mehrere Gebäude vor, welche die Strasse um die Hälfte ihres heutigen Raumes verschmälerten.²⁾ Sie zogen sich vom gegenwärtigen

¹⁾ Die Anhänglichkeit an den Stefansthurm war bekanntlich bei den alten Wienern sprichwörtlich geworden und währte bis in das Achtundvierzigerjahr: zog z. B. der vormärzliche Wiener in die Fremde, war es gewiss der Stefansthurm auf den er den letzten Scheideblick warf, und wenn er heimkehrte, war sein erster Blick wieder auf ihn gerichtet, auf seinen alten guten Freund, der sein greises Haupt hoch emporhob über das Häusermeer und ihm schon von weitem freundlich entgegenlachte. Freilich ist dies seit dem anders geworden, wie so vieles Andere aus der guten alten Zeit, das uns älteren Leuten noch fast wie ein schöner Traum in der Erinnerung schwebt, und das wir mit dem beiläufigen Worte „Urwienerisch“, „Urgemüthlich“ bezeichnen, wofür aber die Spätergeborenen kaum mehr ein richtiges Verständniss besitzen.

²⁾ Der Weg vom Stock-im-Eisen bis zum heutigen Hause Nr. 1 (Rothenthurmstrasse) wurde Kärntnerstrasse genannt und war als Fortsetzung der alten **Kärntnerstrasse** zu betrachten. Erst mit dem Wegfall der obigen Häuser im Jahre 1792 erhielt die Strasse den heutigen Namen „Stefansplatz“.

erzbischöflichen Palais gegen den Stock-im-Eisenplatz in gerader ununterbrochener Linie hin, nämlich der Heilthumsstuhl, drei kleine und zwei grosse Häuser, und die Magdalenenkirche, die den Dom wie eine lange Kette fest umschlossen hielten, so dass der Zugang zur Kirche und dem sie umgebenden Friedhof nur durch jene vier „Friedhofthore“ möglich war, von denen später die Rede sein wird. Eine nicht uninteressante Abbildung¹⁾ (*sub Fig. 20*), die einzige, die sich noch aus jener Zeit erhielt, macht uns mit der „Configuration“ des alten Platzes bekannt und gibt uns einen deutlichen Begriff von der damals so sehr beliebten und heute höchst unbegreiflichen „Winkelarchitektur“. Der Heilthumsstuhl erstreckte sich (wie wir sehen) quer über der Strasse vom erzbischöflichen Palais, genau bis zur Stelle zwischen dem heutigen Hause Nr. 8 und Nr. 8a der Brandstätte, so dass man nur durch den „Schwibbogen“ des Heilthumsstuhles vom Stefansplatz in die Rothen-thurmstrasse gelangen konnte. Die „Magdalenenkirche“ war gegenüber der Goldschmiedgasse, die übrigen Häuser aber standen parallel mit der Brandstätte.

Weitaus interessanter dürfte die (*sub Fig. 21*) beigegebene Abbildung²⁾ sein. Sie versinnlicht uns jene bereits erwähnten drei kleinen Häuschen von der Brandstätte aus



Fig. 20.

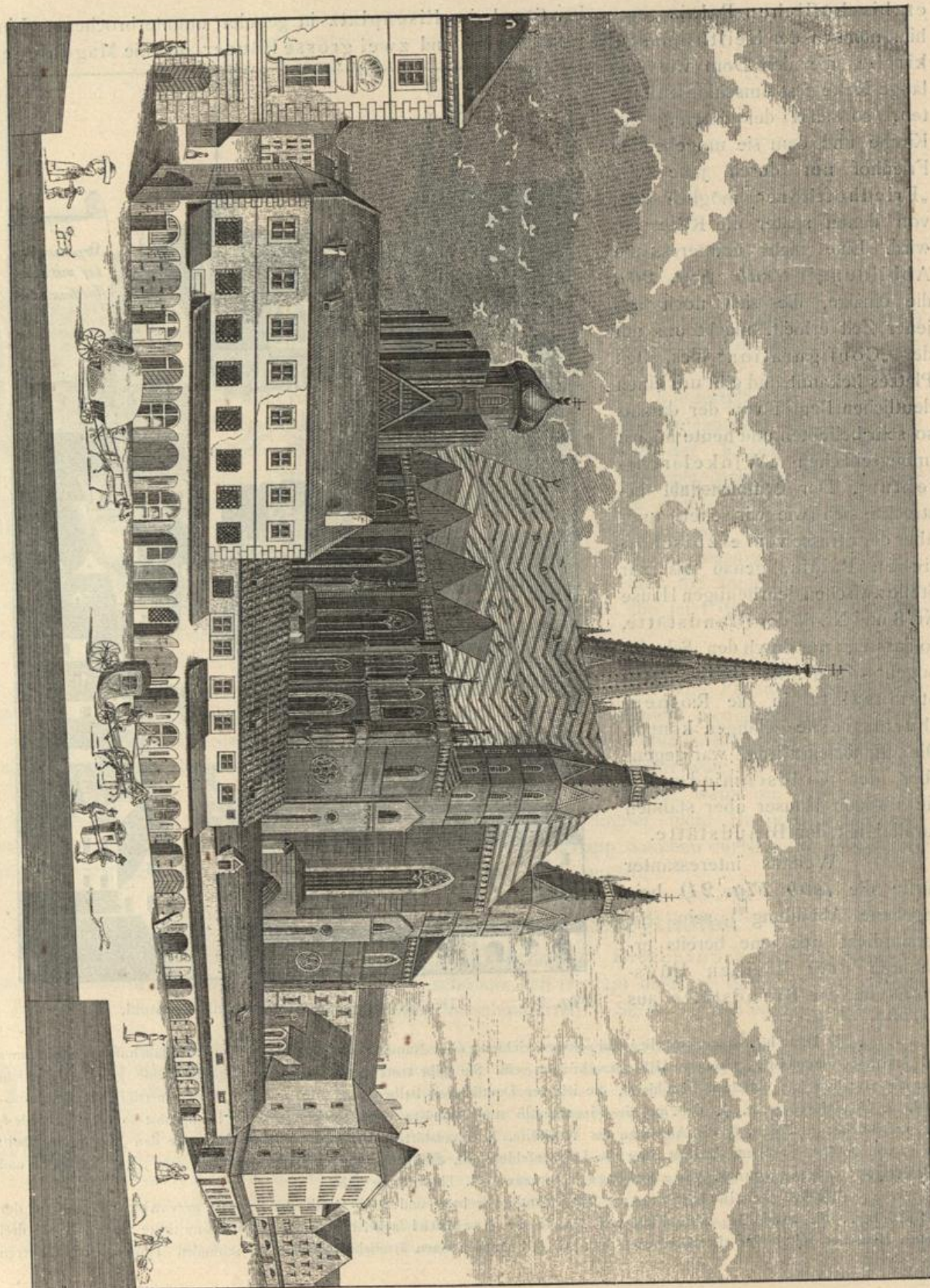
Der Stefansfreythof mit dem Heilthumsstuhl.

¹⁾ Diese höchst merkwürdige und seltene Zeichnung ohne Namen und Datum dürfte dem XVI. Jahrhundert entstammen und dem kais. Baumeister „Continelli“ zuzuschreiben sein. Sie gibt trotz der vielen Zeichnungsfehler eine genaue Uebersicht über die Situation der einzelnen Bauobjecte, die ich der Deutlichkeit halber numerirte, u. zw.: 1. Messnerthor, 2. Heilthumsstuhl, 3. Magdalenenkirche, 4. der an die Bürgerschule und Bauhütte anstossende Theil, 5. Domprobst- oder Bischofshof, jetzt erzbischöfliches Palais, 6. die Anbauten der Wollzeile, 7. Brandstätte. Auf obigem Bilde sehen wir den „Stefansfreythof“ bereits von Gräbern geräumt, da statt ihrer die Leichenfelder „St. Coloman“ und „St. Johann“ vor dem „Karthnerthor“ und „Werderthor“ errichtet wurden. Vide Schlager's Skizzen, II. Theil, Seite 315.

²⁾ Diese Originalzeichnung, 28·5 Centimeter breit und 23·5 Centimeter hoch, ist gegenwärtig Eigenthum der Hofbibliothek. Sie wurde im Jahre 1792 von Pauli de Enzebühl angefertigt und diesem Hofinstitute testirt. Diese drei kleinen Häuschen mit ihrem alterthümlichen Baustyl, mit ihren kleinen ärmlichen Kaufläden, schmalen Thüren und düsteren

Fig. 21.

Der Stefansplatz mit dem Messner-, Leihbahr- und Cantor-Haus im Jahre 1792.



besehen, nämlich das „**Leibbarhaus**“ (gleich links neben dem erzbischöflichen Palais), von dem Ausleihen der „**Todtenbahre**“ so genannt, das „**Meßnerhaus**“ (wo der Kirchendiener seine Wohnung hatte) und rechts nebenan das noch kleinere „**Cantorhaus**“ — (oder „**Cantorei**“), wo die Sängerknaben Unterricht im Kirchengesang erhielten.

Die Abbildung ¹⁾ (*sub Fig. 22*) zeigt uns dieselben drei kleinen Häuschen von rückwärts, d. h. vom Riesenthore aus besehen. Wir bemerken hier wieder links das „Cantorhaus“ in sehr primitivem Zustande, in der Mitte das „Messnerhaus“, dessen sonderbare Bauweise für seine frühzeitige Entstehung spricht, und endlich rechts das „Leihbahrhaus“, das ebenfalls durch seine unregelmässigen Thoreingänge, schmalen Fenster und vorspringenden „Erker“ sein hohes Alter bekundet. Wichtig sind jedoch hier jene zwei „Figuren“ auf Doppelsäulen zu beiden Seiten des Erkers, weil sie noch Ueberreste des abgebrochenen „Heilthumsstuhl“ sind und ebenso jener unscheinbare ebenerdige „Krämerladen“ mit schmaler Dachung, da er der Bücherladen des bekannten Antiquars und Buchhändlers Binz ist, der nach Demolirung der Häuser in den alten „Füchselhof“ übersiedelte. ²⁾

Eine andere ebenfalls hochinteressante Zeichnung³⁾ (*sub Fig. 23*) stellt jene zwei grossen mehrstöckigen Zinshäuser dar, die in der Flucht der drei kleinen früher genannten Häuschen den „Stefansfreythof“ einschlossen und hinter welchen auch die Magdalenenkirche stand,

Gitterfenstern muthen uns ganz eigenthümlich an. Die grossen Mauersprünge lassen bereits auf ihre Baufälligkeit schliessen. Charakteristisch sind auch die vielen niederen „Bogenthüren“ der Kaufläden und die schwerfälligen und umständlichen Dachungen über den Eingängen. Gegen die Mitte des Bildes sehen wir rückwärts einen Theil des oberen „Spitzbogens“ des Riesenthores hervorragend, rechts einen Theil der Magdalenenkirche und des damals neugebauten Churpriesterhauses und links längs der rückwärtigen Front des erzbischöflichen Palais einen kleinen „Vorbau“; es ist dies eines jener eben-
erdigen „Kranzelbinderhäuschen“, deren es hier und um den alten Zwettelhof mehrere gab und die erst mit dem Umbau des letzteren (1841) verschwanden, im Hintergrunde links aber den alten „Südfelhof“ (später Domherrenhof).

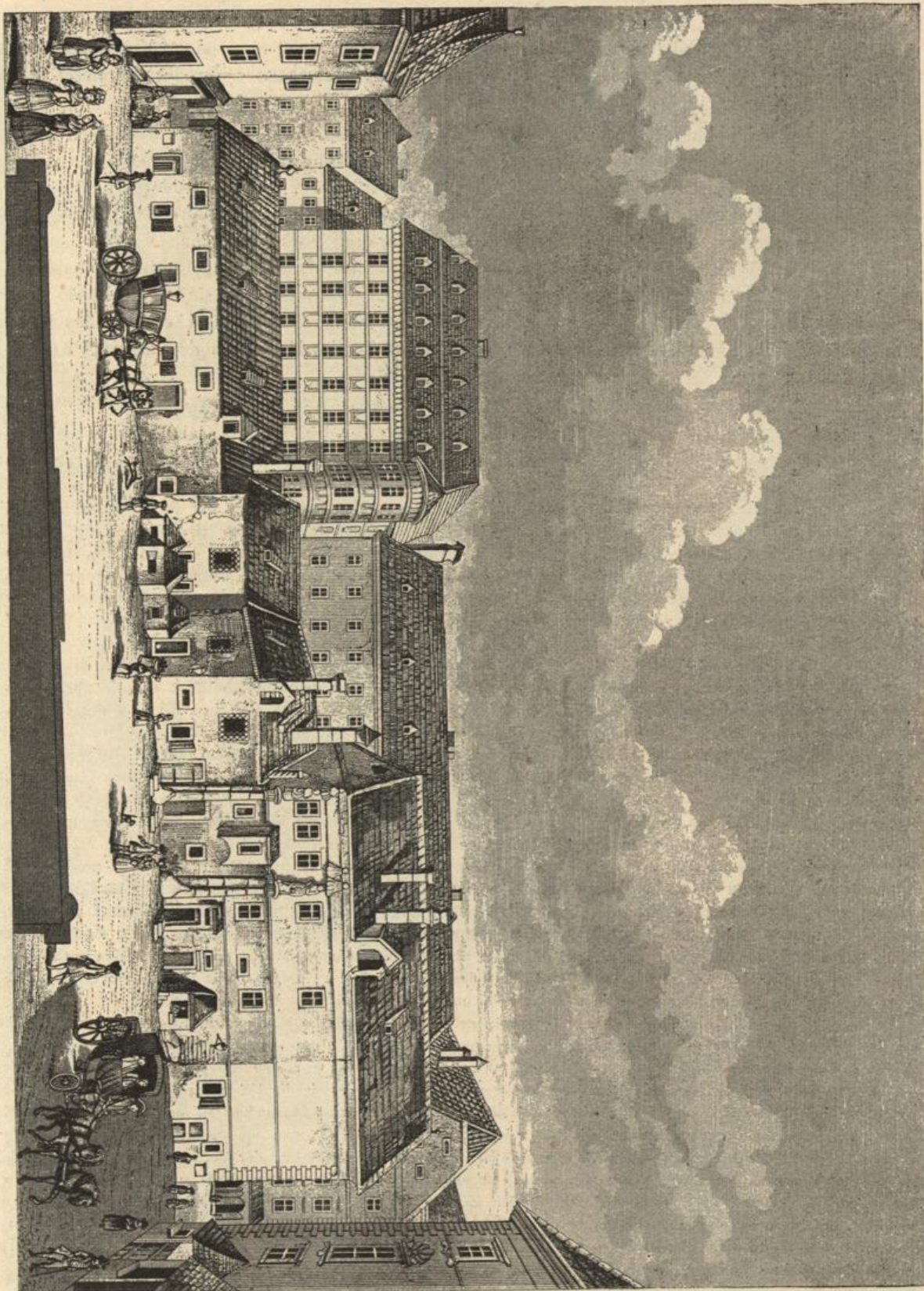
⁴⁾ Die Originalzeichnung, 28·5 Centimeter breit und 23·5 Centimeter hoch, ebenfalls Eigenthum der Hofbibliothek, aus dem Jahre 1780, gestattet uns mit ihrem interessanten Hintergrunde einen deutlichen Ausblick auf die alten Häuser der Brandstätte. Besonders bemerkbar macht sich hier das jetzige Rothberger'sche Haus mit seiner hervorspringenden Rondelle, der doppelten Dachung und den vielen Dachfenstern; links das Kranner'sche und rechts wohl eines der ältesten Wiener Häuser, das (unter dem Namen Pimas'-Haus bekannt) soeben in einen imposanten Prachtbau umgewandelt wurde.

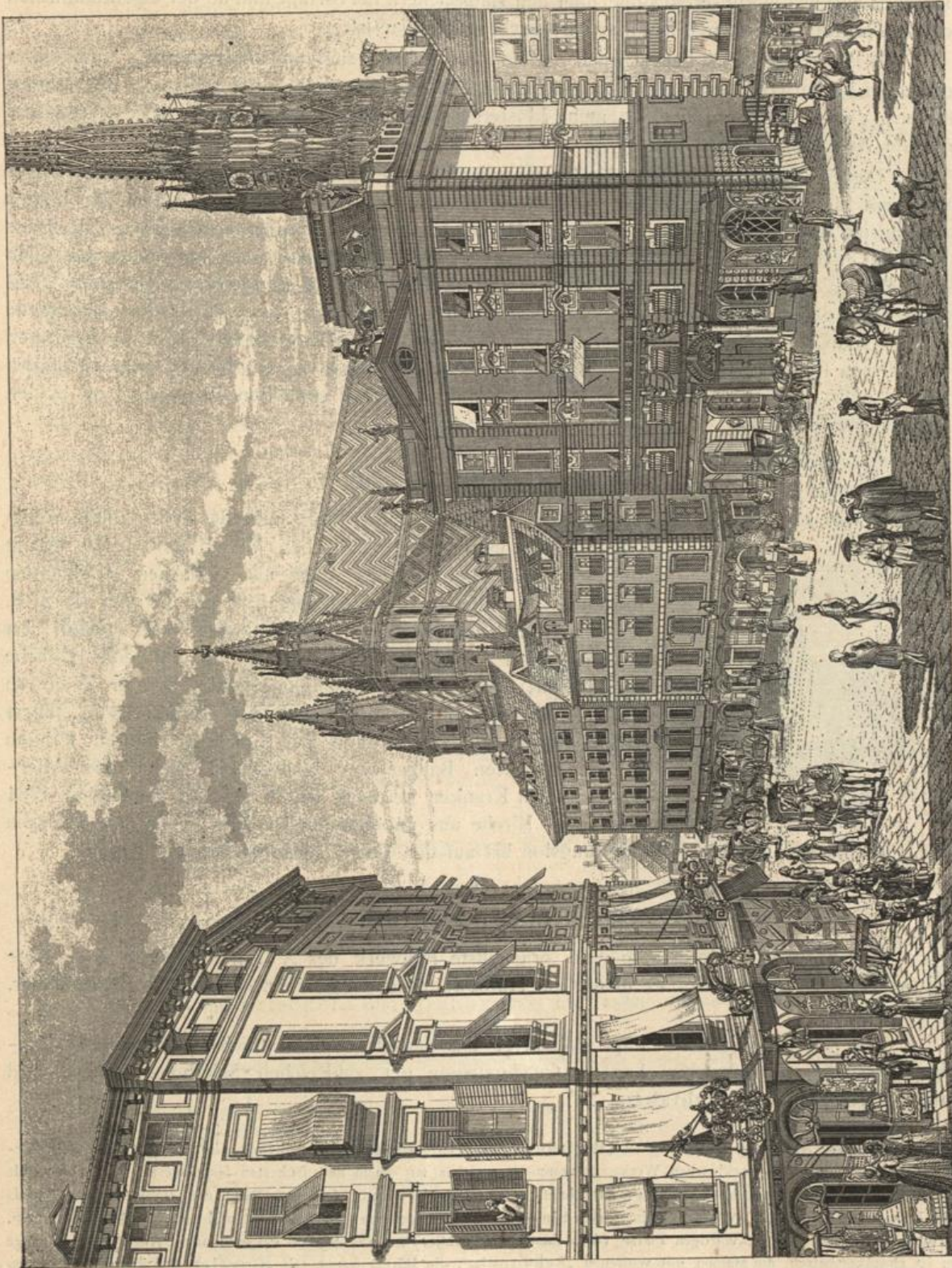
2) Die meisten Buchhändlerläden hatten bis noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das traurige Aussehen einer ärmlichen Krämerbude, wie wir sie noch manchmal am Lande antreffen. Dieses auffällige Zeichen der Zeit lag wohl in dem geringen Bildungsgrade des Volkes und somit in seinem geringen Lesebedürfnisse, dem die damalige Strassencolportage noch zu Josefs Zeiten mit seinen Pamphleten, Pasquillen und fliegenden Bonmots vollauf genügte. Es kann aber auch mit einer speciellen Verordnung Carl VI. aus dem Jahre 1713 in gewissen Zusammenhang gebracht werden. Der Kaiser befahl nämlich: „Es dürfe kein Buchhändler in Wien (bei sonstiger Strafe der Confiscation) ein Buch eher verkaufen, bevor es nicht die Censur der Buchcensoren (damaligen Jesuiten) passirt habe. Zum Zeichen der genauen Befolgung müsse jeder Buchhändler ein eigenes Verzeichniß aller jener Bücher vor seinem Bücherladen nominativ öffentlich affigiren die er in seinem Geschäfte zum Verkaufe bereit hält.“ Der Kauflustige las alsdann dieses „Bücherverzeichniß“ und man gab ihm das Gewünschte durch den Fensterladen heraus, ohne dass er nur einen Fuss breit in den Laden zu setzen brauchte. Der Buchhändler ersparte sich dabei kostspielige und weitläufige Räumlichkeiten und das Publicum wurde deshalb nicht schlechter bedient.

³⁾ Das Bild von Carl Schütz, 40·8 Centimeter breit und 27 Centimeter hoch, Eigenthum der Stadtbibliothek, aus dem Jahre 1779, gehört zu den gelungensten Zeichnungen dieses Meisters, denn die vortrefflichen „Staffagefiguren“, sowie die detaillirt gezeichneten mannigfachen Schilder und Auslagekästen der Kaufleute auf der linken Seite des Bildes sind von hochculturhistorischem Interesse. „Erstere“ gestatten uns einen Einblick in die Uebergangsperiode der damaligen Modetrachten (1779), wo bereits der „steife Zopf“ mit der „Neuzeit“ zu ringen begann und so mancher Stutzer nur schüchtern es wagte, seinen schweren „Dreispiß“ mit dem leichten runden „Filzhut“ und die coquetten Schnallenschuhe und Seidenstrümpfe mit den hohen steifen Kappenstiefeln — (nicht ohne Gelächter der Vorbeigehenden) zu vertauschen. — „Letztere“ geben uns einen Begriff von den vielen oft sehr kunstreich ausgeführten Haus- und Gewölbeschildern, die bis in die Mitte der Strasse hineinragten und deren es gleich mehrere an einem Hause gab, für den Nichtlesekundigen eine wahre Wohlthat, gleichsam der einzige Wegweiser für seine Einkäufe. Auch die zahlreichen vor den Kaufläden auf der Strasse in Pyramidenform aufgehäufte oder sonst zerstreut umherliegenden Musterwaaren geben lautes Zeugniß von der Ehrlichkeit der damaligen Wiener und von der Sorglosigkeit ihrer Kaufleute.

Fig. 22.

Das Leihbahr-, Messner- und Cantorhaus von der Rückseite (vom Riesenthor) aus im Jahre 1780.





Der Stock-im-Eisenplatz im Jahre 1779.

Fig. 23.

wie sie auch wirklich auf unserem Bilde über den Hausdächern hervorragt und an der eigenthümlichen mit einem „Hahn“ gezierten Thurmspitze leicht erkennbar ist.

Beide Häuser, ziemlich stattlich und modern gebaut, sind auf unserem Bilde unmittelbar unterhalb der beiden Heidenthürme zu sehen, die Fenster, allenthalben mit schweren Eisengittern geschlossen, geben dem Ganzen einen mehr klösterlichen Anstrich, die vielen Kaufgewölbe sind mit reichen Auslagen geziert.

Das eine der beiden im Bilde links stehenden vierstöckigen, sieben-Fenster-frontigen Häuser ist mit einem kleinen „Erker“ versehen und die Kaufmannsläden durch ein ziemlich breites Dach beschirmt. Die Auslagefenster lassen auf „Modekleider-Handlungen“ schliessen. Das Haus selbst wurde erst im Jahre 1800 abgebrochen, als der Platz bereits frei war. Das andere im Bilde rechts stehende etwas niederere dreistöckige Haus mit fünf Fenstern wurde bereits im Jahre 1792 bei Gelegenheit der ersten Regulirung des Stefansplatzes demolirt, so dass das nebenanstossende Baldaufsche Haus (von dem später die Rede sein wird) heute eine Ecke bildete. Von den mehreren hier befindlichen Kaufmannsläden machte sich besonders ein Kürschnergewölbe mit ausgeschlagenen Tigerfellen und ein Glockengiesser-Geschäft mit zur Schau gestellten Musterglocken in den Fensterauslagen bemerkbar.

Die Magdalenenkirche,

wie sie uns (*sub Fig. 24*) entgegentritt, wurde bereits im Jahre 1388 an Stelle einer uralten, schon im XIII. Jahrhundert hier befindlichen Virgiliuscapelle erbaut und vom Papste Innocenz XI. 1696 mit vielfachen Indulgentien ausgestattet. Sie diente verschiedenem Zwecke; so war sie z. B. der Versammlungsort der „Schreiberzede“ oder „Zunft der städtischen Notare“, welche hier eine Stiftung auf eine tägliche Messe hatten, ebenso der Vereinigungspunkt der in Wien so beliebten und verbreiteten „Bruderschaft der zweiundvierzig Jünger Christi“, welche die Geistlichkeit mit Lichtern, bunten Fahnen und goldgestickten Baldachinen begleiteten, wenn das Allerheiligste zu den Kranken getragen wurde. Am 12. September 1781 brach in der Kirche aus unbekannter Ursache Feuer aus, wodurch sie rettungslos bis auf den Grund niederbrannte.



Fig. 24. „Die Magdalenenkirche.“

Der Heilthumsstuhl.

Das historisch interessante und originellste Bauwerk des XV. Jahrhunderts war ohne Zweifel der „Heilthumsstuhl“. Er diente zur Aufbewahrung der Kirchenschätze und Heiligthümer, daher sein Name.

Die Abbildung ¹⁾ (*sub Fig. 25*) zeigt uns denselben als stattliches, thurmartiges, einstöckiges Gebäude aus schweren breiten Quadersteinen mit zahlreichen Spitzbogenfenstern und mächtiger Rundbogen-Durchfahrt.

¹⁾ Diese Abbildung ist dem alten „Heilthumbüchlein“, einem höchst seltenen, 1502 bei Johann Winterbürger in Wien im Drucke erschienenen Werke entnommen, welches zu einem der frühesten Druckwerke der Stadt zählt und zu den bibliographischen Kostbarkeiten gerechnet wird. Das Bild zeigt sich von Seite des erzbischöflichen Palais besehen. An den mit kostbaren Teppichen geschmückten Fenstern bemerken wir einen Bischof nebst anderen infulirten Geistlichen. Der niedere Clerus hat die rückwärtigen Plätze (dem Zuseher gegenüber) auf der Strasse eingenommen. Auch das damalige Costüm ist charakteristisch, die Männer mit wollenen „Schäppeln“, die Bürgersfrauen mit „Gugeln“ und dem gewöhnlichen Tuchmantel, dessen Schnitt ganz merkwürdig der gegenwärtigen Frauenmode sich wieder nähert.

Er wurde 1483 unter Friedrich III. erbaut. Die Architektur ist edel und einfach, der heil. Stefan und die heil. Katharina auf Halbsäulen unter schönen Baldachinen der einzige ornamentale Schmuck.

Der erste Stock diente zur Unterbringung der reichen Kirchenschätze, massiver goldener und silberner Geräthe, Goldgefässe aus dem Orient, Kreuzpartikeln und anderer mit kostbaren Edelsteinen besetzten Kleinodien aller Art, die für die damaligen Zeitverhältnisse einen nicht unbedeutenden Werth repräsentirten.¹⁾

Zu bestimmten Zeiten wurden hier alljährlich „Kirchenfeste“ abgehalten, so z. B. zu Ostern oder am heiligen Stefanstag, wo dem Volke die „Heiligthümer“ unter Absingung eigener Kirchenlieder aus den Fenstern heraus gezeigt und erklärt wurden. Zum Schlusse gab man mit den „Kreuzpartikeln“ den Segen, oder trug sie wohl in feierlicher Procession um die Kirche und in den Strassen umher. Am heiligen Christabend wurde der sogenannte „Wolffsegen“ ertheilt, eine Art öffentliches Gebet zur Hintanhaltung der damals so gefährlichen Wölfe, deren furchtbare Verwüstungen zu den empfindlichsten Landplagen der Wiener gehörten.²⁾ Zeitgenossen erzählen, dass bei solchen kirchlichen Anlässen stets der Zusammenlauf des Volkes so gross war, dass es selten ohne Unglücksfälle ablief und das Bedürfniss nach Raumerweiterung daher immer fühlbarer wurde.



Fig. 25.

Der Heilthumsstuhl.

Die Passage-Erweiterung am Stefansplatz und ihre Ursachen.

Den ersten Anstoss zur Freiwerdung des *Stefansfrepthofes* gab Leopold I. durch das Abbrechen des „Heilthumsstuhles“, dessen Demolirung mit 1699 begann und mit 1700 endete.

Auch die Ueberfüllung der Gräber war im Allgemeinen ein Grund mehr zur Aufhebung der Stadtfriedhöfe, wiewohl man damals nichts Unpassendes darin bemerkte, dass mitten in den Strassen die Friedhöfe und Grabkreuze die Passage hemmten. Man war an ihren düsteren

¹⁾ Wie gross der Geldwerth dieser Kirchenschätze gewesen sein mochte, geht schon aus dem Umstande hervor, dass in den Jahren 1526 und 1531 während der drohenden Türkeninvasion 2000 Goldgulden zur Verproviantirung der Stadt und 2000 zur Befestigung der Vertheidigungsmauern durch die Einschmelzung dieser Edelmetalle disponibel wurden, wie dies die über diesen Gegenstand zwischen dem Statthalter und Hofrath Ferdinands des I. und der Bürgerschaft im Jahre 1526 und 1531 gepflogenen Verhandlungen urkundlich beweisen, deren Acten noch heute im Stadtarchiv erliegen.

²⁾ Zu jener Zeit, als noch die ganze Leopoldstadt, Rossau und die Ufer der Wien stark mit Auen bewachsen waren und die herzoglichen Wälder südwestlich bis an die Weingärten der Bürger und die Ausläufer des Wienerwaldes bis nach Matzleinsdorf sich erstreckten, da zeigten sich die Wölfe in so grossen Scharen, dass man ihrer kaum mehr Herr werden konnte. Stallungen und Gehöfte waren ihrer Raubgier preisgegeben und noch heute erinnert „Wolfsau“ (heutige Brigitterau), Wolfsbrücke (ausserhalb dem Tabor), Wolfschütt und Wolfersdorf an die Calamitäten jener Zeit. Vide Schlager's „Skizzen“, II. Band.

Anblick gewöhnt, ja man wandelte oft stundenlang auf allen Spaziergängen ganz ungenirt an Gottesäckern und Grabeshügeln vorbei, ohne auch nur im Mindesten das Bild der Verwesung oder die Schauer des Todes mitzuempfinden. Die Pietät für seine Angehörigen und nächsten Verwandten mochte beigetragen haben, das Unschickliche und Lästige der Sache gar nicht zu bemerken; dennoch erliess Carl VI. im Jahre 1732 eine Verordnung, wonach keine Leichenbestattung am Stefansfreyhof mehr vorgenommen werden dürfe. Einen nicht minder wichtigen, wenn auch unfreiwilligen Erweiterungsimpuls gab die Demolirung der niedergebrannten „Magdalenenkirche“ und die Resolution Josefs II. vom Jahre 1782, die Aufhebung der beschaulichen Klöster betreffend. Sein durchdringender Verstand erkannte schon seit lange die Klöster, welche blos ein „beschauliches“ Leben führten, als eine kostspielige, lästige und daher wahrhaft unnütze „Staatsbürde“. Denn (wie er wörtlich in der Verordnung sich ausdrückt) „**ſie conſumiren die Staatskräfte, ohne für den Staat etwas zu produziren**“. Aber mit der Idee der Aufhebung dieser Klöster und ihrer Gotteshäuser war natürlich auch jene der „Gottesäcker“ sehr naheliegend. Er erliess also unterm 9. October 1783 eine Verordnung an alle Bürger, worin er dieselben aufforderte, „**ihre Rechte auf die Gräber ihrer Familien innerhalb einer Jahresfrist geltend zu machen**“. Freilich war die Durchführung einer so einschneidenden Verfügung bei den damals herrschenden Vorurtheilen des Publicums und den hohen Taxen der Geistlichkeit, die dieselben nicht so leicht fahren lassen wollten, eine ausserordentlich schwierige, ja man konnte nicht im Entferntesten daran denken, dass es je möglich werden würde, die Stadtfriedhöfe in Wirklichkeit aufzulassen.

Aber noch ein anderes Motiv, ein ästhetisches, schwebte vor Josefs grosser Seele. Es war dies sein natürliches Schönheitsgefühl, sein mächtiger Freiheitstrieb, der ihn anspornte und nicht länger ruhen liess, bis nicht auch dem herrlichsten Bauwerke des Mittelalters seine „Freiheit“ gegönnt sei. Warum auch sollte einem architektonischen Kunstwerke ersten Ranges nicht der nöthige Raum zur Formenentfaltung gewährt werden? Warum sollten seine architektonischen Reize dem Auge für immer verborgen bleiben? Er erliess also eine besondere Verordnung zur gänzlichen und sogleichen Wegräumung aller fünf Leichenfelder; mit dem Verschwinden der Friedhöfe war natürlich auch das Abbrechen der vier Leichenthore (mit Verordnung vom 17. September 1788) verbunden. Schon zwei Monate darauf war das **Messner-, Leihbahr-, Stefans- und Leopoldsthor** (von denen später die Rede sein wird) spurlos verschwunden. Es blieben sonach nicht mehr als die fünf Häuser vor der Kirchenfront übrig, aber auch ihre Stunde hatte alsbald geschlagen und die am 19. August 1792 stattgehabte Rückkehr des Kaisers Franz I. von der Krönung aus Frankfurt gab die entscheidende Veranlassung. An diesem Tage nämlich wurde für den Kaiser ein glänzender Empfang und ein solennes Te Déum in der Stefanskirche vorbereitet. Die Würdenträger des Reiches erwarteten ihn vor dem Eingange des Riesenthores. Es musste also vorher hier ausgiebig Raum geschaffen werden und der Kaiser widmete daher schon einige Monate vorher in wahrhaft hochherziger Weise jene 16.000 Gulden (die regelmässig bei Kaiserkrönungen für Aufstellung von Triumphporten und Gerüsten am Graben und Kohlmarkt in Verwendung zu kommen hatten) zur Demolirung dieser alten Häuser vor der Stefanskirche und leistete auf jede Feierlichkeit für seine Person grossmüthig Verzicht.¹⁾ So kam es, dass schon im Juni 1792 das Messner- und Leihbahrhaus, sowie das eine dreistöckige Zinshaus gegen den Stock-im-Eisen, dann 1800 das Cantorhaus und 1803 das andere vierstöckige Zinshaus fielen, so dass mit 1. März 1804 alle Räume um den Stefansplatz herum frei wurden und derselbe die heutige Physiognomie erhielt. Jetzt erst kam der ehrwürdige

¹⁾ Zur Erinnerung an diese kaiserliche Verzichtleistung liess der Magistrat von dem geschickten Künstler Carl Schütz eine grosse Ansicht des Stefansdomes in Kupfer stechen mit der Inschrift: „Dem Andenken Kaiser Franz II., neugekrönten römischen Kaisers, der durch **Erweiterung** und **Verschönerung** dieses Platzes die **Bequemlichkeit** seiner Bürger, die **Zierde** seiner Hauptstadt Ehrenbogen vorzog. Gewidmet von dem Bürgermeister, Räthen und der Bürgerschaft der Stadt Wien 1792.“

Dom zu seiner vollen Geltung, zu der er längst hätte gelangen sollen, und nun erst konnte man nicht bloß seine „inneren Hallen“ bewundern, sondern auch seinem „äusseren Kleide“ die verdiente Ehrfurcht zollen.

Der Stefansdom.

Unter allen Bauten nimmt der alte Stefansdom, von dem ich hier meinen Lesern (*sub Fig. 26*) eine höchst kostbare und seltene Abbildung bringe, die vornehmste Stellung ein. Er ist der ehrwürdige Liebling der Wiener.

Jahrhunderte sind an seinem altersgrauen Haupte vorbeigezogen; er hat Vieles erlebt und gesehen, „Leid“ und „Freud“; er sah Fürsten erheben und stürzen und Könige zu Staub machen, während er oft das stille Gebet des Bettlers, das leise Schluchzen manches gebrochenen Herzens erhörte. Und er ist doppelt ehrwürdig, weil hier Millionen Menschen inbrünstig gebetet und Millionen Tröst und Erhebung gefunden. Aber auch in anderer Beziehung ist er bemerkenswerth.

Er wurzelt nämlich mit seinen Bauten in der „romanischen Epoche“ und ragt in die Blüthezeit der „Gothik“ hinein und bildet so den Nachweis, dass er einer der frühesten „Hallbauten“ Oesterreichs war und dadurch der österreichischen Kirchenarchitektur eine bestimmte nicht unwesentliche Richtung gab. Und welche Opfer kostete er nicht! Welche Unsummen verschlang er nicht dieser „Steinkoloss“! Der Goldgulden des Reichen und der Kupferpfennig des Armen, die Ablassgelder des Papstes, die Strafgelder der Bürger und die Toleranzsteuern der öffentlichen Frauenhäuser, sie alle wanderten gleichmässig in die Bauhütte, sie alle, „Sünde“ und „Gottesfurcht“, halfen mit gleicher Kraft und Liebe den Bau zu fördern, „Sünde“ und „Gottesfurcht“ haben auch wirklich nach drei Jahrhunderten ihn zu Ende geführt. Und wenn wir heute das „Wunderwerk“ so recht aufmerksam betrachten und recht lange hineinsehen in das bunte Gewirr von Spitzen und Zacken, so können wir uns eines ehrfurchtsvollen Schauers kaum erwehren. Der ganze Zauber der „Gothik“ nimmt uns plötzlich gefangen. Es scheint alsdann, als ob sich jetzt Alles belebte, als ob Alles emporwüchse zum Licht, zum Himmel hinan; eine Spitze aus der andern, immer höher und höher rastlos aufsteigend in endlosen Pyramiden, Fialen und Giebeln. Freilich waren die ersten Anfänge dieses Kirchenbaues sehr bescheiden und ärmlich und das Gotteshaus, als es noch ausserhalb der Stadtmauern lag, erreichte bis in die Zeit Rudolfs IV. und auch später bis Albrecht II. kaum die Hälfte des heutigen Umfanges. Auch die Stirnseite am Hauptportal war dem entsprechend sehr schmal und reichte zur Zeit der Regierungsepoche Albrechts II. nicht weiter als rechts bis zur heutigen Eligius- und links bis zur Kreuzcapelle. Die beiden Längenseiten erstreckten sich ebenfalls nicht weiter als bis in die Gegend der späteren beiden Thürme. Aus diesen alten Zeiten ist uns nichts übrig geblieben als die Hauptfäçade am Riesenthor und die beiden Heidenthürme, die noch die letzten Spuren der romanischen Architektur und Sculptur an sich tragen, mit denen auch die reiche Ornamentik der Säulen im Westportal, die Stylisirung der Brustbilder der Apostel und Evangelisten und das Mittelbild ober dem Haupteingange der Kirche (von dem später die Rede sein wird) im Einklange stehen, dagegen die Vorsprünge, die kleinen Giebelansätze, das hohe Spitzbogenfenster und die Gallerieeinfassungen ober dem Riesenthore unzweifelhaft Restaurationsarbeiten einer späteren Epoche (aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts) sind.

Was die Baugeschichte des Domes selbst betrifft, so haben die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Kirchenbaugeschichte dargethan, dass entgegengesetzt den Annahmen der bisherigen Geschichtschreiber nicht Heinrich Jasomirgott, sondern seine Vorgänger an der Stelle eines alten Kirchleins den Grund zur romanischen Kirche legten, und dass schon 1137 von den passauischen Bischöfen zu St. Stefan pfarrherrliche Rechte geübt wurden

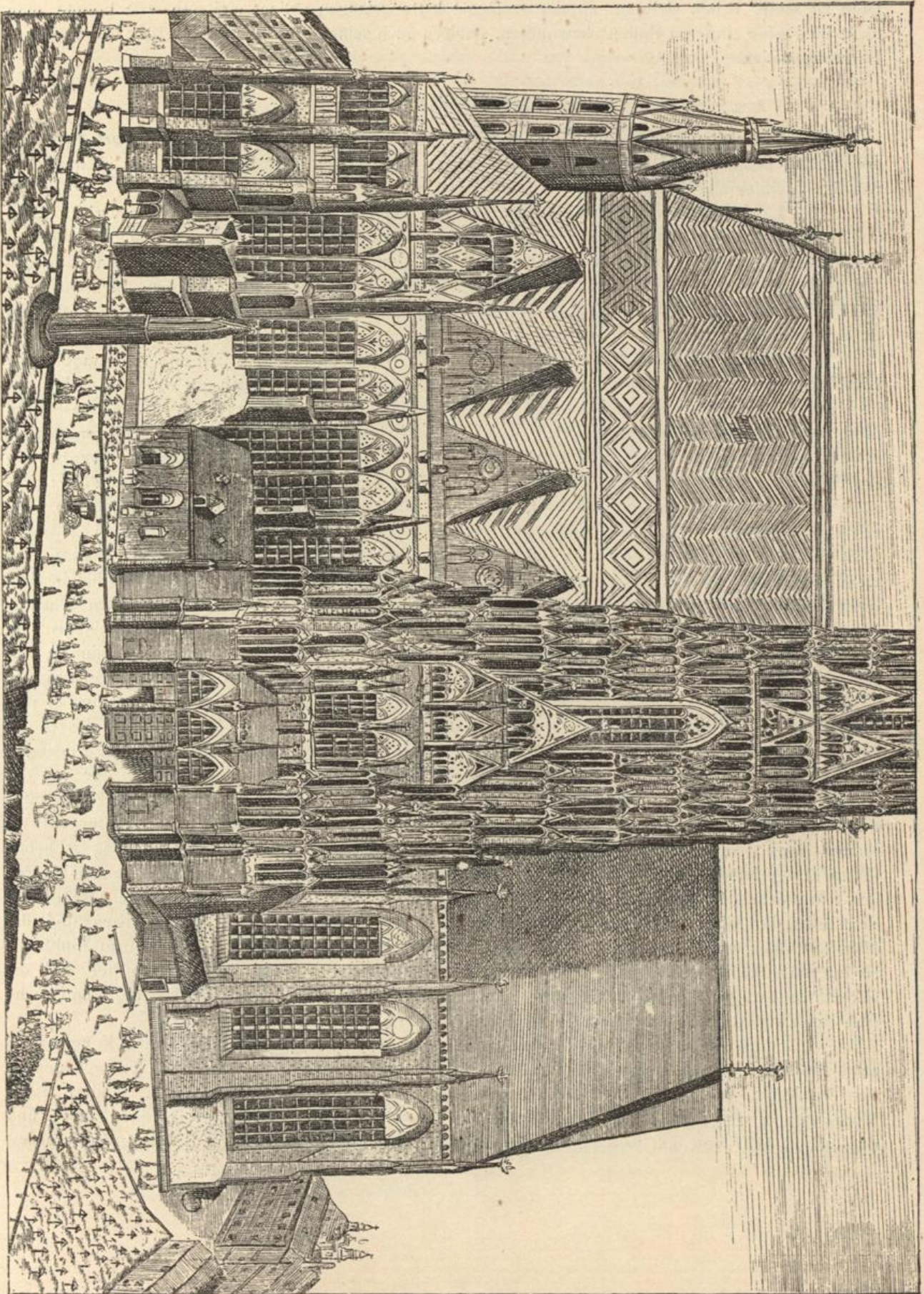


Fig. 26.

Der alte Stefansfreythof mit seinen Grabfeldern und der alten Denksäule.

und der Bau unter Markgrafen Heinrich Jasomirgott im Jahre 1144 nur eingeweiht worden war. Ob jedoch die Westfaçade wirklich dem ältesten Baue angehöre oder nicht, ist nicht zu ermitteln, da hierüber alle Urkunden fehlen und erst in den Jahren 1258 und 1276 gelegentlich zweier (einen grossen Theil der Stadt verheerenden) Feuersbrünste dieser Kirche erst wieder Erwähnung geschieht.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Chronologie der Bauwerke ist es jedenfalls schwer anzunehmen, dass schon zu Anfang des XII. Jahrhunderts in Wien der romanische Styl eine derartige (der Uebergangsperiode nahekommende) Entwicklung des Kirchenbaues und der Portalgliederung gehabt haben sollte; weit eher lässt sich annehmen, dass diese Hauptfaçade mit den beiden Heidenthürmen erst gelegentlich dieser Brände (1258 und 1276) entstanden.

So viel ist jedoch gewiss, dass bereits Herzog Albrecht die Kirche vergrösserte, den Bau des Hauptportales im Jahre 1339 auf dem Platze der mittleren Apsis in Angriff nahm und diesen so rasch förderte, dass derselbe schon zu Ostern 1340 geweiht werden konnte; ¹⁾ und dass endlich auch Rudolf IV. an dem Umbau eifrigst Antheil nahm und einen Plan entwerfen liess, dem wir die heutige Gestalt der Kirche verdanken, dem zu Folge er am 7. April 1359 den Grundstein zum Langhaus, sowie auch zum Hochthurme legte. ²⁾

Rudolfs Nachfolger, insbesondere Kaiser Albrecht II., setzten mit Eifer den Kirchenbau fort und in die Periode von 1365 bis 1395 fielen folgende Aufbauten: das Langhaus bis zu den beiden Thürmen, die Eligius- und Kreuzcapelle (die gleichsam als Seitenflügel des Westportales zu betrachten sind), die Katharinencapelle an der Seite des heutigen Hochthurmes, das Singer- und Bischofsthür und der zweite nördliche Thurm, dessen Ausbau jedoch an der Ungunst der Zeitverhältnisse scheiterte, obgleich man ihm dieselbe Gestalt und Höhe wie dem jetzigen zu geben bemüht war. Die späteren Jahre waren dem Umbau des oberen Langhauses und der Vollendung des Hochthurmes gewidmet, so dass schon im Jahre 1433 die „Thurmspitze“ gekrönt, ³⁾ 1446 das Langhaus eingewölbt, und endlich 1490 die Bedachung vollendet werden konnte. ⁴⁾

Uebrigens dürften die im Stadtarchive aufbewahrten Original-Kirchenmeisterrechnungen ein lehrreiches Material über die chronologischen Arbeitsleistungen dieses Kirchenbaues geben, da in demselben alle vom Anfang bis zum Ende an dem Bau beschäftigt gewesenen „Baumeister“ angeführt sind. Desgleichen befinden sich dort auch die alten Tafeln der Wiener Baumeistergenossenschaft desselben Inhaltes. ⁵⁾

¹⁾ Es existirt eine auf Grund des „Wolmuet'schen Planes“ 1547 von Alb. Ritter von Camesina gearbeitete Zeichnung, 61 Centimeter breit, 47·4 Centimeter hoch, Eigenthum des Stadtarchivs, von hohem Interesse. Die in den Grundrissen des Domes eingezeichnete rothbraune Anlage bezeichnet genau die Gestalt und Grösse der „alten romanischen Pfarrkirche“. Näheres siehe: „Berichte und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereines“, XI. Band.

²⁾ Rudolfs Antheil an diesem Bau. Vide österr. Chronik von Petz, T. I, col. 1149. Haselbach's Chron. aus: bei Petz, T. II, col. 406 und 805, dann den Brief des Pfarrers bei St. Stefan Leopold Sachsengang vom Papst Innocenz VI., abgedruckt bei Tilmezz, Seite 139 und *anonymi Vienne Chron. Ic.*, col. 550.

³⁾ Ueber die Vollendung des Thurmes gibt die Chronik eines Unbekannten in Petz, Script. R. A. T. H. col. 550 mit den Worten Auskunft: „Anno mill. trices. tertio hat man den Chnopff auf den Thurn zu Sanct Stephan gefahrt, das die hoch dez Thurns ist vollbracht worden.“ Vide auch „Feil's kritische Aufsätze über den Stefandom“ in „Schmidt's österr. Blättern für Literatur und Kunst“, 1845, Seite 165.

⁴⁾ Im Jahre 1514 wurde der Giebel des Thurmes durch grosse Ungewitter und Erdbeben stark beschädigt, in Folge dessen der Dombaumeister Georg Hauser zu den nöthigen Reparaturen sechs höchst interessante Grundrisse und Aufrisse der beiden Thürme auf Pergament entwerfen musste, die noch heute im Wiener Stadtarchive als kostbare Documente aufbewahrt sind.

⁵⁾ Nach den Kirchenmeister-Rechnungen und den Tafeln der Wiener Baumeister-Genossenschaft waren folgende Baumeister beschäftigt u. zw.: 1150 Octavian Volkner aus Krakau, als der älteste, über dessen Kunstfertigkeit seine Zeitgenossen das glänzendste Zeugnis geben. 1388 Wenzlar aus Klosterneuburg, der mit Ulrich Hellbing gemeinschaftlich an dem Aufbaue des Langhauses beschäftigt war. 1405 Peter v. Prachawitz, der mit Ulrich Hellbing diese Arbeiten fortsetzte. 1417 Peter v. Brachawitz allein. 1439 Hans v. Brachadiez, dem, wie aus den Kirchenmeister-Rechnungen hervorgeht, das Glück zu Theil wurde, die Spitze des Thurmes zu krönen. 1445 Hans Puchsbaum

Der Gottesacker am alten Stefansfreythof.

Der Gottesacker am **Stefansfreythof** war einer der grössten der Stadt. Er war in fünf „Leichenfelder“ eingetheilt, wovon jedes seine besondere Benennung hatte¹⁾ und ringsum zwischen zwei einfachen Geländern eingeparkt war, wie wir dies in **Figur 26** sehen. Die eine Umzäunung trennte die Leichenfelder von der Kirche und die andere von der Strasse. Die vier Zugänge waren Nachts durch besondere „Thore“ abgesperrt.

Das eine Einfahrtsthor, „**Meßnerthor**“, stand neben dem Heilthumsstuhl an der Ecke des heutigen erzbischöflichen Palais und führte seinen Namen von der dortigen Messnerwohnung; hier musste man sich Nachts beim Messner melden, wenn es sich um Spendung der Sterbesacramente oder um die Taufe von schwachen Kindern handelte. Das Thor wurde im Jahre 1466 neu erbaut und ist hier in **Figur 20 mit Nr. 1** bezeichnet. Es ist an den ober demselben befindlichen drei grossen aus Stein gehauenen „Kreuzen“, sowie an jenen vier „Nischen“ erkennbar, die mit den Statuen der Muttergottes, des heiligen Stefan, Johannes und Sebastian geziert waren.²⁾ Das zweite Einfahrtsthor zwischen dem Cantorhaus und der Magdalenenkirche (nach Ogesser), ebenfalls im Jahre 1466 errichtet und im Jahre 1675 neu hergestellt, hiess das „**Neidhardtsthor**“ von dem in der Nähe befindlichen Grabe des **Neidhardt Suchs**. Man gelangte durch dasselbe zunächst zur Magdalenenkirche.

Das dritte Einfahrtsthor, „**Stefansthor**“, gegenüber der Singerstrasse, am Ende der heutigen Churhausgasse stiess (wie es der Wolmuetsche Grundplan andeutet) auf der einen Seite an die „Steinmetzhütte“ und auf der anderen an die unregelmässige Front des „Deutschen Herrenhauses“. Es war (nach Ogesser) mit der Statue des heiligen „Stefan“ und der Renovierungszahl „1674“ versehen;³⁾ gegenüber diesem Thore in dem kleinen Häuschen an der Kirche, welches

(Buxbaum), der auch den zweiten unausgebauten Thurm begann und den Bau des Langhauses beendete, sowie die Ueberdachung des Innern leitete. 1454 Lorenz Sponyny. 1461 Egidius Paun. 1478 Gily Paun, dessen jüngerer Bruder, und Simon Achleitner, die Alle an dem Bau der oberen Sacristei und der beiden Seitenchöre, sowie auch an dem Umbau des mittleren Chores arbeiteten. 1485 Linhart Steinhawer aus Erfurt, der den Bau des neuvollendeten Thurmes fortsetzte. 1496 Georg Oechsle. 1505 Seifried König aus Constanx. 1506 Georg Klaigh aus Erfurt. 1506 Anton Pilgram, dem der Bau der beiden Vorhallen am Bischofs- und Singerthor, sowie der Plan zur Kanzel und der Orgelfuss (von denen zwei letzteren ich später spreche) zugeschrieben wird. 1515 Georg und Leonhard Hauser. 1524 Michael Fröschel aus Trier. 1534 Leonhard Schärtinger. 1547 Bonifaz Wolmuetsch aus Krakau, der den bereits erwähnten kostbaren Grundriss von Wien verfertigte. 1556 Hans Sponny, der den unfertigen Thurm im Jahre 1579 provisorisch überbaute und mit einem Kupferdach versah. 1590 Peter Krug aus Worms. 1598 Max Schor. 1606 Georg Peninger. 1624 Simon Hundpeller. 1627 Simon Unger. 1637 Hans Horsdorfer. 1809 Architekt Aman. 1840 Paul Sprenger. 1853 Leopold Ernst und endlich 1863 Friedrich Schmidt, dem das Verdienst gebührt, bei der letzten Renovierung, die bis zur Hälfte abgetragene „Thurmspitze“ in einem verhältnissmässig kurzen Zeitraume von 1 1/4 Jahren nach einer von ihm selbst entworfenen Construction in gleicher Höhe und Gestalt wieder erbaut zu haben. Zur Bestreitung dieser Restaurierungsarbeiten wurden von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Josef I. ein Jahresbeitrag von 50.000 fl. und vom Gemeinderathe jährlich eine Dotation von 30.000 fl. auf die Dauer des Baues angewiesen und auch von Seite mehrerer Mitglieder des kaiserlichen Hauses namhafte Beträge gewidmet. Vide „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken“, den Mitgliedern der XIV. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure gewidmet vom Localcomité des Wiener Ingenieur- und Architekten-Vereines. (Selbstverlag des Comités, Wien 1864.)

¹⁾ Die fünf Leichenfelder hatten besondere Benennungen u. zw.: am nördlichen Langhaus hiess es am „**Süßbühl**“; an der Südseite am „**Palmbühl**“; beim Zwettelhof „**Studentenbühl**“; beim deutschen Haus „**Römerbühl**“. Das fünfte grösste Grabfeld, das vor der Steinmetzhütte und Bürgerschule ausgebreitet lag, hiess am „**Karner**“ (wie in **Figur 26**).

²⁾ Hier pflegte man auch die Todten anzusagen, (was täglich zu Mittag und zur Vesper geschah) und auf Verlangen „**Todtenlisten**“ auszutheilen. Vide „Ogesser's Geschichte des Stefansdomes“.

³⁾ Noch ein kleines „**Gethor**“ befand sich beim Ausgange des **Wenigergäßels** zum Stock-im-Eisenplatz (zwischen den Häusern heute Nr. 1 und 2 Stock-im-Eisenplatz), welches diesen Platz mit dem Stefansfreythof verband. Es wurde Nachts mit einem Eisengitter abgesperrt. Das **Wenigergäßel** kommt bereits in der Urkunde der **Brämerzeche** in Hormayr's Urkundensammlung CCLXXXII vor. Vom Jahre 1385 wurde es im Stadtgrundbuche „**kleines Gäßlein zunächst dem Stadtcollegium**“ und vor 1420 „**Rauebergasse zunächst dem Bürgercollegium**“ (wahrscheinlich von einem nächtlichen Uebertall) genannt. Im Jahre

heute der Messner bewohnt, befand sich im Jahre 1557 der „Stefansthurm wirth“, der auch mit dem Geschäfte des „Feueransagens“ betraut war, wofür er wöchentlich zwei Schillinge erhielt.¹⁾ Zwischen diesem Leichenfelde und der Steinmetzhütte befand sich eine altherthümliche Säule die wir noch auf dem Bilde bei Figur 26 bemerken.

Das vierte Einfahrtsthor, „**Leopoldsthor**“, bei Ausmündung der grossen Schulerstrasse (nach Ogesser) mit der Statue des heiligen „Leopold“ und der Jahreszahl „1688“ versehen, war an eine alte vier Klafter hohe Mauer angebaut, die durch ihre hohe „Zinnen“ deutlich erkennen liess, dass sie keine blossе Kirchenmauer des alten Stadtbezirkes gewesen sein konnte. Sie lief noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts bis zur ehemaligen „Zwettelhof-Capelle“ und von dort in gerader Richtung gegen jenes „alte Bollwerk“, welches auf der Abbildung (unter Figur 20, Nr. 5) noch als ganz gut erhalten sich darstellt.

Mit der Aufhebung der Friedhöfe ging natürlich auch das Abreissen der alten **Grab- und Denksteine**²⁾ Hand in Hand, die theils zur Ausschmückung der „inneren“ Kirchenwände, theils auch zur Zierde der „Aussenseite“ benützt wurden, wo sie sich noch heute befinden und von denen einige nicht ohne erheblichen Kunstwerth besondere Erwähnung verdienen.

Die Kunstdenkmale des Domes von aussen.

Zu den ältesten und zugleich künstlerisch hervorragendsten Sculpturen des Mittelalters gehören in erster Linie die reich ausgestatteten ornamentalen und figuralen Verzierungen des grossen Westportales.

Der Reichthum der Ornamentik, die Mannigfaltigkeit ihrer Motive, sowie die bis ins kleinste Detail mit Sicherheit und Schärfe gleich ausgeführten figuralen Arbeiten müssen hier wahrhaft überraschen. Gleich beim Eintritt in die grosse Portalhalle bemerken wir oberhalb des Thoreinganges das grosse Mittelbild (**Figur 27**), den Heiland, im Eirund auf einem Regenhogen sitzend, von zwei knienden Engeln umgeben, Segen spendend.

Die Allegorie dieses schönen Portalbildes lässt ihrem Sinne nach an „Klarheit“ und „Deutlichkeit“ nichts zu wünschen übrig.

1580 verwandelte es diesen hässlichen Namen in **Kirchengässel**, welche Benennung es bis zu dem im Jahre 1742 erfolgten Neubau des grossen Curatenhauses beibehielt, worauf es als „Sackgässchen“ bis zum heutigen Tage verbaut blieb.

¹⁾ Eine Oberkammeramtsrechnung vom Jahre 1557 berichtet wörtlich: **mer hab ich den Ambrosij Holzman Wiert „vnderhalb St. Steffansthurm“ auf dem Freydhof durch 40 Wochen jede zwey Schilling bezahlt.**

²⁾ Viele der kostbarsten Grab- und Gedenksteine, die als unschätzbare Erinnerungszeichen für die Kunst, für Geschichte, Genealogie und Heraldik hätten dienen können, gingen leider im Laufe der Zeit spurlos zu Grunde. Ein grosser Theil dieser Schuld muss auf Rechnung der Reformation geschrieben werden, denn mit der Bilderstürmerei ging auch die Gräberstürmerei Hand in Hand. Der tiefe Verfall der Sitte, die grosse Verwilderung der Gemüther, der blinde Fanatismus jener Zeit hasste Alles, was den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode, den Glauben an die Unsterblichkeit in Bild und Wort aussprach. Selbst die vornehmsten protestantischen Adelsgeschlechter (in den ersten vier Jahrzehnten der Reformation) genirten sich nicht im Mindesten selbst ihre Grabsteine aus der Kirche und aus den Friedhöfen hinwegzunehmen, um sie mit Ostentation als Ecksteine, zur Pflasterung, zu Keller- oder Hausbauten zu benützen. Nur so erklärt es sich denn auch, dass von den zahlreichen alten untergegangenen österreichischen Adelsgeschlechtern seit den ältesten Zeiten bis Ferdinand II. in und um den Stefansdom kaum ein Stein von Bedeutung sich vorfindet, der Kunde geben würde von seinem alten Glanz und seiner alten Herrlichkeit. Und als Graf Ernest Trautsohn 1686—1688 die Gräber bei St. Stefan verzeichnen liess, fanden sich in und ausser der Kirche, an den Capellen und auf den Friedhöfen deren noch gegen fünfthalbhundert vor. Auch diese schmolzen im Laufe der Zeiten um die Hälfte, ja um das Zehntel zusammen und verminderten sich noch zu Ogesser's Zeiten (1779) um ein Bedeutendes und als endlich in der spätjosephinischen Epoche (1788) man an die gänzliche Aufhebung der „Leichenfelder“ Hand anlegte, ging auch der letzte Rest durch Unachtsamkeit, Gleichgiltigkeit und Mangel an nöthiger Aufsicht zum grössten Theile verloren. So bot sich uns denn das traurige Schauspiel der Tage aus der Reformationszeit gleichsam in verjüngtem Massstabe wieder dar, das um so strafbarer erscheinen muss, als diese Zeitgenossen ungleich höher an Bildung und Gesittung standen als ihre Vorgeher und offenbar mehr Respect für Kunst und Geschichte hätten an den Tag legen sollen.

Es soll nämlich damit der Gedanke ausgedrückt werden: „Der Heiland spende denjenigen Segen und Wahrheit, die zu ihm eingehen und an ihn glauben.“ Gewiss



Fig. 27.

Jesu im Eirund.

ein sehr passendes Symbol für Kirchenthüren, indem es gleichsam die eigenen Worte Jesu paraphrasirt, die wir aus dem X. Capitel Johannis (9. Absatz) kennen und die da lauten: „Ich bin die Thür, wer durch mich eingeht, der wird selig werden.“¹⁾ Auch die Bildwerke am Frieze des Portales sind für die mittelalterliche nationale Archäologie und Symbolik von hohem Interesse.



Fig. 28.

Der Raum gestattet mir wohl nicht, alle einzelnen Details im Bilde zu besprechen, daher es genügen dürfte, die wichtigsten hervorzuheben. So sehen wir z.B. an der Profilseite rechts einen vorschreitenden Löwen mit zornigem Blick, ihm zur Seite zwei abwärts schauende Tauben und in der entgegengesetzten einen

¹⁾ Der Regenbogen muss hier als Symbol des ausströmenden Friedens genommen werden und vertritt in der bildenden Kunst der romanischen Periode häufig die Stelle des Stuhles, auf dem der Heiland sitzt, denn in der „Offenbarung Johannis“ heisst es: „Der Regenbogen leuchtet um den Stuhl des Herrn.“ (Vide Johanni Capitel IV, 3, und „Histoire de Dieu“ von Diderot pag. 593, und „Oberbairisches Archiv“ III. Band, pag. 142.) Dann Dr. Eduard Melly's „Westportal des Domes zu Wien in seinen Bildwerken und Bemalungen“, Wien, bei Sommer, 1850.

jugendlichen Kopf mit kegelförmiger Kopfbedeckung (*in Figur 28*). Der grimmige Löwe ist hier als „Wächter“ des Heiligthums gedacht, der Umschau hält, dass nichts Unreines eindringe,¹⁾ während die Tauben als Sinnbild christlicher „Einfalt“ und „Sanftmuth“, zu nehmen sind. „Sie sollen sein sanft wie eine Taube und klug wie eine Schlange“ heisst es im Evangelium des Paulus, wie er sich in dem Verse ausdrückt: „*Simplicibus produnt (columbae) regna patere Dei.*“²⁾ Der jugendliche Kopf dürfte jedenfalls eine ausgezeichnete jüdische Persönlichkeit darstellen, da der „Spitzhut“ damals ein Wahrzeichen der „Judentracht“ war und den Kampf des Christenthums mit dem damals (mehr als das Heidenthum) verhassten Judenthume personificirt.

Ein weiteres Bild (*in Figur 29*) zeigt uns zwei Paare syrenen- oder sphinxartiger Gestalten, je zwei in einem Mädchenkopfe vereinigt, die Füße mit löwenartigen Klauen versehen, die Flügel in die Höhe gerichtet. Sie stellen die gefährlichen Lockungen zur „Sünde“ dar, die als „symbolischer Typus“ durch das ganze Mittelalter in vielfachen Motiven wiederholt erscheinen.³⁾



Fig. 29.

Endlich ein Bild (*in Figur 30*), ein langgestrecktes „Drachenpaar“ mit ineinandergeschlungenen Hälsen. Es sind dies jene vielen ungeheuerlichen Thiergestalten, welche die rege Phantasie des christlichen Alterthums so gerne und in so unerschöpflicher Mannigfaltigkeit wiederholt;



Fig. 30.

sie repräsentiren das „feindliche das Christenthum bekämpfende Princip“, wie z. B. Heiden- und Ketzerthum, „Laster“ und „Sünde“.⁴⁾

¹⁾ Die Löwen kommen in diesem Sinne in der spätromanischen Kunstperiode häufig an deutschen Kirchen, noch öfter aber an italienischen und lombardischen Domeingängen vor; so z. B. an der Kathedrale zu Modena, Verona, Chiusi etc. etc.

²⁾ *Paulinus not. Epist. XXXI.* Vergleiche auch „Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters von Dr. Eduard Melly“ I. 89.

³⁾ Vide „Piper's Symbolik und Mythologie der christlichen Kunst“, Berlin 1847 I. p. 377—393.

⁴⁾ Aehnliche Thiere in ganz gleicher Stellung befinden sich an einem romanischen Fragment in der Kirche zu Klosterneuburg (Abgebildet im 3. Hefte der „Baudenkmale des Mittelalters im Erzherzogthum Oesterreich“ von Ernst und Ascher.)

Von jenen „Sculpturen“, welche die Aussenwände der beiden Längenseiten schmücken, sind besonders nennenswerth:

Das Grabdenkmal des Riemermeisters Jörg Sigenfelder aus dem Jahre 1517, zwar nicht sehr gross, kaum 150 Centimeter hoch und beiläufig 120 Centimeter breit, aber von tiefer Empfindung und wunderbar reicher Formschönheit. Wie wir *sub Figur 31* sehen, nimmt das Steinbild uns



Fig. 31. Abschied Mariens von Jesu.

gleich auf den ersten Blick gefangen, so überzeugend ist die dramatische Kraft, die dem Bilde innewohnt. Die schwerbekümmerte Mutter Maria, vom Schmerze überwältigt, sinkt fast zu Boden und wird nur noch mühsam von den sie umgebenden Frauen aufrecht gehalten. Es ist ja der letzte Händedruck, das letzte Abschiedswort, der letzte Scheideblick ihres Sohnes Jesus, der ihr jetzt tröstend die Rechte reicht, während er selbst halb abgewendet mit der Linken das Auge trocknet. Im Hintergrunde sehen wir Paulus, Johannes und noch einen Apostel, ihres Meisters harrend. Jede der einzelnen Figuren ist bis in's kleinste Detail künstlerisch ausgeführt und über das Ganze ein Zauber von Wahrheit und Liebreiz ausgegossen; es befindet sich beiläufig vier Klafter über der Erde (zu hoch für die Kleinheit der Figuren), gegenüber dem Churpriesterhause, am letzten Thurm Pfeiler gegen die Wohnung des Messners.

Ein anderes minder kunstvolles, aber ganz denselben Gegenstand behandelndes Steinbild befindet sich an der Frontseite gegen das deutsche Ordenshaus; es ist von bedeutend grösserem Umfange, die „Figuren“ fast lebensgross, in Zahl und Gruppierung dem ersteren völlig gleich,

aber von weitaus geringerer Ausdrucksweise und weniger scharfer Charakteristik. So erscheinen z. B. die Gesichtszüge Jesus minder seelenvoll und die Frauen ohne Ausdruck, mehr geneigt, sich selbst als Marien zu trösten. Das Werk aus einem cirkelrunden „Mittelstück“ und sieben kleinen „Medaillons“ wurde im Auftrage Johann Straub's, Kirchenmeisters zu St. Stefan, im Jahre 1540 von einem unbekannten Künstler verfertigt.

Am zweiten Fenster der nördlichen Chorvorlage befindet sich ein merkwürdiges Steinbild aus dem Jahre 1523, „der Kreuzweg nach Golgatha;“ fast die meisten Figuren sind arg verstümmelt, der „Heiland“ unter der Last des Kreuzes tief gebeugt, schleppt sich nur mühsam fort, viele nach Art des XVI. Jahrhunderts gerüstete Pferde und Reiter begleiten den Zug, in welchem sich auch der Hohepriester und andere mitunter recht ausdrucksvolle Köpfe befinden. Im Hintergrunde sind „Fels“ und „Wald“ mit nahezu malerischer Kühnheit in den Stein gemeisselt. Auf einer Anhöhe sehen wir in kleinen, sehr fleissig gearbeiteten Figürchen die Gefangennahme Christi.

Ein anderes zwar nicht durch seinen Kunstwerth, wohl aber durch seine geschichtliche Erinnerung hochbedeutsames Denkmal ist die grosse gegenwärtig aus Stein verfertigte „Kanzel“ des Heldenpredigers **Johann Capistran** gegenüber dem heutigen Zwettelhof, wo er während seines Aufenthaltes fast täglich vor vielen Tausenden seine feurigsten Reden hielt.¹⁾

Nach ihm bestieg Niemand mehr diesen Ort, daher sein Zugang verrammelt wurde; als aber die ohnehin nur hölzerne Kanzel alt und morsch dem Einsturze nahe war und überdies zur Erinnerung an die Pestgefahr (in der sogenannten „**Armenseelenoctave**“) hier im Freien Predigten abgehalten werden mussten,²⁾ liess die Gemeinde, durch den Clerus angeregt, im Wege frommer Collecten die Kanzel, wiewohl ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt, jedoch diesmal aus „Stein“ aufbauen, mit der ganzen Figur Capistran's und den Siegestrophäen über die Türken geziert.

Ein Gedicht **Schmelzel's** ehrt sein Andenken mit folgenden Worten:

Noch ist am **Stefansfreythof** zu sehen die Kanzel von Stein,
Darauf der **Capistran** mit **Sapn** und **heiligschein**,
Doch wenn auch war zerfallen sein Bild an jenem Ort,
Was er mit **Gott** verübt, lebt wohl für alle Zeiten fort.

Endlich ist noch in der Halle zum **Singerthor** an der südlichen Langseite der Kirche das Grabmal des 1334 verstorbenen **Otto Neidhart Suchs**, lustigen Rathes Herzog **Otto's** des **Gröblichen**, nennenswerth. Leider ist dasselbe stark verstümmelt und die lebensgrosse Gestalt **Neidhart's**, in adeliger Kleidung, mit dem Schwert umgürtet und auf dem „**Sarkophag**“ liegend, kaum zu erkennen. Man nannte ihn den „**Bauernfeind**“ von den blutigen Kämpfen, die er wegen eines „**Veilchenfestes**“ mit den Bauern hatte und woher noch ein „**Basrelief**“ an der Schmalseite der „**Tombe**“ (wiewohl ebenfalls sehr verstümmelt) Kunde gibt.

Das „**Veilchenfest**“ war nämlich schon zur Zeit **Leopolds VII.** in **Wien** eines der erhebensten und sinnigsten „**Volksfeste**“. Eine nähere Erklärung darüber mag hier wohl ihre rechte Stelle finden.

Das Veilchenfest in Wien.

Die Wiener hatten bekanntlich von jeher eine grosse Sympathie für den „**Frühling**“ und der „**erste Mai**“ galt ihnen nicht bloß als ein „**Freudentag**“, sondern sie wussten seit ältesten

¹⁾ Wie uns **Aeneas Sylvius**, ein Zeitgenosse und Augenzeuge, erzählt, war **Capistran**, als ihn die Wiener kennen lernten, ein dürres, bis auf Haut und Knochen vertrocknetes, beiläufig 65jähriges Männlein. Er pflegte mit dem „**Crucifix**“ in der Rechten und der „**Fahne**“ in der Linken zu predigen. Seine Körperbewegungen waren lebhaft und der Blick seines Auges voll Jugend und Feuer, seine Stimme trotz des Siechthums seines Körpers ein wahrer „**Donnerkeil**“, der den Zuhörer jählings fast niederschmettern schien. Das Merkwürdigste dabei aber war, dass er nicht in „**deutscher**“, sondern in (damals dem Volke ganz unverständlicher) lateinischer Sprache predigte und jede Stelle von Satz zu Satz von einem nebenstehenden Geistlichen übersetzt werden musste, ein Vorgang, von dem man meinen sollte, dass auf dem langen Wege des Dolmetschers das Original viel von seiner ursprünglichen Kraft verlöre. Dennoch war die Gewalt seiner überströmenden Beredsamkeit so gross, dass alsbald die bei den Wienern allgemein herrschende „**Türkenfurcht**“ in den zügellosesten „**Heldenmuth**“ umschlug, was eigentlich von Seite der Regierung bezweckt werden wollte. **Capistran** wurde vom Kaiser **Friedrich IV.** als „**Kreuzzugsprediger**“ wider die Türken und als „**Grossinquisitor**“ der „**Wikleffschen**“ und „**Huss'schen**“ Irrlehre nach Deutschland berufen und kam am 1. Juni 1451 in **Wien** an, wo ihm (in Folge seines vorausgeeilten Rufes) Alles was lebte von allen Bergen entgegenzog und ihn Hochschule und Magistrat in gleicher Ehrfurcht an den Thoren vor der **Wieden** erwartete und in das Kloster seiner Brüder zu den **Minoriten** geleitete. Seine erste Grossthat war eine Predigt in der **Stefanskirche** über die Worte **Jeremias I. 6.**: „**Ach, mein Herr und Gott, ich kann nicht reden, denn ich bin nur ein Kind.**“ Der Zudrang war so gross, dass er mitten in der Rede die Kirche verlassen und am **Stefansfreythof** im Freien dieselbe fortsetzen musste.

²⁾ Vide „**Petz' Geschichte Wiens**“, IV. Band, Seite 313. Uebrigens bestand die alte „**hölzerne**“ Kanzel, auf der **Capistran** predigte, nicht auf derselben Stelle der heutigen steinernen, sondern etwas seitwärts von der Wand; auch existirte vormals zur Zeit der protestantischen Parteikämpfe gegenüber der **Capistran-Kanzel** noch ein zweiter Predigerstuhl, auf welchem die so berühmten „**Controverspredigten**“ abgehalten wurden, deren „**Inhalt**“ und „**Tragweite**“ ich an geeigneter Stelle erzählen will. Die letzte Renovirung der **Capistran-Kanzel** fand im Jahre 1846 statt.

Zeiten das erste Erwachen der Natur zu einem besonderen Gelegenheitsfeste zu gestalten. Wer nämlich beim Beginne des Frühlings auf Feld oder Flur das „erste“ Veilchen fand, durfte dem Herzog davon Kunde geben und dieser zog alsdann mit seinem ganzen Hofstaat unter lautem Jubel und klingender Musik hinaus, diesen „Erstlingsboten des Frühlings“ zu begrüßen und auf breitem Rasen den ersten „Reigen zu stiften“. Das schönste und sittsamste Mädchen musste die Blume pflücken und das „Mailied“ singen, worauf Alles im Chor einstimmte und beim Klange der Flöte und Cymbel den Maitanz auführte.¹⁾ Diese schöne Sitte pflanzte sich bis in die neuere Zeit fort und noch aus der *Logau'schen* Literaturepoche hat sich ein schönes *Veilchenlied* erhalten, welches dieser Frühlingsstimmung in den wärmsten Naturlauten Ausdruck gibt:

Es ist der Frühling gekommen,
Er trägt ein blühend' Gewand,
Von Purpur und Duft umflossen,
Erhebt er die Blumenhand;
Es blüht ein „Veilchen“ gar wonnesam,
Der liebende Frühling ist der Bräutigam,
Er küßt und liebt es inniglich,
Das zarte Veilchen wie freut es sich.

Bis zu Carls VI. Zeiten bekundeten die lustigen Wiener ihre Freude an dem Frühling (wohl in anderer Form) alljährlich am 1. Mai durch das Aufpflanzen von hohen „Maibäumen“, die als „Steig-“ oder „Kletterbäume“ zu „Volksspielen“ benützt wurden, wie dies noch jetzt häufig auf dem Lande der Fall ist.

Da aber nicht selten die auf dem Wipfel befestigten Geschenke Anlass zu Streitigkeiten und Unglücksfällen gaben, befahl Maria Theresia gleich beim Antritt ihrer Regierung (in einer ihrer ersten Verordnungen vom Jahre 1740) die Abschaffung der so gefährlichen „Maibäume“, was jedoch zur Folge hatte, dass jetzt an ihre Stelle die sogenannten „Maibuschen“ traten, wie wir sie noch heute bei den Donauschiffen während des Frühlingsmonates an den Spitzen der Mastbäume prangen sehen. Die Wiener beschenkten sich nun alljährlich am 1. Mai mit riesengrossen Maibuschen, und besonders die Liebesleute erwiesen sich damit schon am frühesten Morgen gegenseitig willkommene Aufmerksamkeiten und selbst die sonst so exclusive Aristokratie nahm jetzt Theil an dieser bürgerlichen Sitte, ja sie vervollkommnete dieselbe sogar noch durch eine besondere „Blumensprache“, die sich nach Art der Pariser zum förmlichen Cultus erhob. Jede Farbe der Blume hatte ihren eigenen Sinn, selbst die Zwischenfarben ihre besondere Bedeutung. Es entstand eine eigene „Liebessprache“, die bis in die Zeit der zärtlich tändelnden Werther-Epoche währte; diese Sprache nicht zu kennen galt damals als sicheres Zeichen von Unbildung. Die Herren schmückten ihr Knopfloch mit kleinen Sträusschen von besonders zusammengesetzter Farbenmischung und die Damen trugen Kleider von bestimmter Farbe, um die Stimmung ihrer Gefühle anzudeuten.

Um nun wieder zu unserem Gegenstande zurückzukehren, erübrigt mir nur noch von den „Kunstwerken“ des Domes im „Innern“ zu sprechen.

¹⁾ Anlässlich dieses Veilchenfestes erzählt die Volkssage, wie Neidhart zu dem Beinamen „Bauernfeind“ gekommen sei. Er fand nämlich ein solches „Veilchen“ im Felde, bedeckte selbes mit seinem Hute und that seinem Herzog davon Kunde. Mittlerweile aber entdeckte auch ein Bauer den Hut, pflückte das Veilchen und verunreinigte die Stelle, wo die Blume stand, und deckte sie wieder mit dem Hute zu; als nun der Herzog kam, den Hut emporhob und den Unrath erblickte, brach Neidhart in Verwünschungen aus und eilte ins nächste Dorf, wo er die Bauern eben lustig um das Veilchen springen sah. Darob seiner Sinne nicht mächtig, stürzte er wüthend auf die Bauern und erschlug einige auf der Stelle, weshalb man ihn fortan den „Bauernfeind“ nannte. Es ist ein sprechendes Zeichen damaliger Sittengeschichte, dass man eine solche Unthat durch ein Basrelief verewigte, also gleichsam billigte,

Die Kunstwerke des Domes im Innern.

Von den vielen Bildwerken der Malerkunst hat sich merkwürdiger Weise aus dem „Mittelalter“ fast kein einziges erhalten, und auch die späteren sind ohne besonderen Kunstwerth und nur einige wenige nennenswürdig, wie z. B. das Hochaltar-Bild „die Steinigung des heil. Stefan“ von Tobias Bock (aus Constanz gebürtig, blühte um's Jahr 1640, Bruder des talentirten Bildhauers Jakob Bock), gehört zu einem der besten dieses Meisters, obwohl es von den Fehlern jener traurigen Kunstepoche nicht ganz freigesprochen werden kann, die sich nur in dunkelgrauen halbverschwommenen Mitteltönen gefiel und so gar keinen Sinn für hellleuchtende Farbenpracht bekundete. Zudem ist das Bild noch obendrein auf scharfpolirten „Zinnplatten“ gemalt, die bei manchen Beleuchtungen des Tages unleidliche Störungen und Unebenheiten verursachen und die Leuchtkraft des Bildes schon aus dem Grunde bedenklich abdämpfen, da das Licht nur mühsam aus den dickbemalten und schmalen Fensterscheiben zu beiden Seiten des Altars hereinzudringen vermag.

Das Altarbild „Die Kreuzigung Christi“ von Sandrat, in der Manier Poussin's gemalt, am sogenannten „Passionsaltar“ in der rechten Chorthalle, zeigt uns den Heiland zwischen den beiden Schächern am Kreuze, umgeben von Johannes, Maria, Magdalena und mehreren anderen Personen, die sich im Raume gut gruppieren und das Bild vortheilhaft beleben. Aus dem düsteren Colorit tritt die Gestalt Jesu ziemlich deutlich hervor.

In derselben Halle links gegen den Eingang zum Hauptaltar, am sogenannten Altar des heil. Carl Borromäus, befand sich noch vor Kurzem ein Oelbild vom kais. Hofkammermaler Johann Michael Rothmayer v. Rosenbrunn (aus Laufen in Salzburg 1652 geboren, Schüler Carl Loth's, blühte 1720–1730), hängt aber gegenwärtig ohne Rahmen an der Seitenwand unter dem unausgebauten Thurme bis zur Zeit einer passenderen Verwendung.

Das Altarbild unter dem Namen „Das alte Gnadenbild“ von Spielberger befindet sich seit 1698 am unteren ersten Pfeiler gegen das Adlerthor. Es wurde im Jahre 1672 auf Goldgrund gemalt, auf welchem sich mehrere Arabesken eingegraben befinden. Die Muttergottes wird hier stehend im blauen Mantel dargestellt, das göttliche Kind am Arme, über dem Haupte zwei Engel eine Krone haltend, zu ihren Füßen mehrere Personen (auf den Knien betend), ohne Zweifel Angehörige des „Geschenkegebers“, eines Wiener Bürgers, der es der Kirche 1493 schenkte.

Das Altarbild „Die heil. Theresia“ am sogenannten „Sebastianaltar“ an der rechten Kirchenwand in der Nähe der Eligiuscapelle zeichnet sich durch seinen Kunstwerth aus. Es ist ein Oval-Brustbild, offenbar als „Porträt“ aufgefasst; schon das gelbliche Colorit der Hautfarbe verräth die Spanierin. Die Heilige in Karmelitertracht im Dreiviertel-Profil richtet voll Empfindung ihre grossen schwarzen Augen zum Himmel empor. Die blassen, aber geistreichen Gesichtszüge zeigen von tiefem Seelenleiden, drei kleine „Wärzchen“ um den linken Mundwinkel geben dem Ganzen einen zwar interessanten, aber mehr weltlichen Anstrich. Endlich das kleine „Gnadenbild“ der heil. Maria von Pölsch am Hochaltar, im Jahre 1676 von einem unbekannten ungarischen Maler verfertigt, ist offenbar eine Nachahmung der älteren griechischen Gemälde, wie schon die beige-schriebenen griechischen Namenszüge andeuten.

Bemerken muss ich noch, dass auch in der oberen Sacristei links vom Hauptaltare sich noch einige gute Bilder von Martin Altomonte (recte Hohenberg, Schüler Bacizo's in Rom 1657–1745) befinden, sowie auch einige alte Bilder von Carlo Auerbach, Gries, Manigella und mehreren anderen Künstlern geringeren Ranges, deren fast durchgehends mittelmässige Arbeiten keine Bemerkung verdienen.

Von den vielen herrlichen Glasmalereien des Alterthums, welche einst die hohen Fensterbogen des Domes schmückten und jenes milde Halbdunkel verbreiteten, das so stimmungs-

voll auf das Gemüth des Andächtigen wirkt, ist leider nur Weniges übrig geblieben und das Wenige nur in unbedeutenden, meist unzusammenhängenden Bruchstücken, ja selbst der Name der Künstler bis auf Meister Stephan (1416—1430), Meister Caspar und Heinrich (1463—1471) im Strome der Zeiten für immer verlorengegangen; um so freudiger müssen wir die vortrefflichen Restaurationsarbeiten des (leider nur allzu früh verstorbenen) Professors Carl Geyling begrüßen, der ausser den Reparaturen hier auch viel Neues schuf. Seine Bilder zeichnen sich durch ausserordentliche Leuchtkraft und harmonische Zusammenstimmung der Farbe, durch Klarheit im Tone aus, und wenn sie auch mehr „Wand“- als „Perspektivbilder“ sind und den Styl verschiedener Zeiten an sich tragen, so enthalten sie dennoch im Einzelnen entzückende Schönheiten, die besser gesehen und empfunden als aufgezählt sein wollen.¹⁾

Zahlreicher und ungleich werthvoller als die „Bilder“ sind hier die „Sculpturen“ vertreten, von denen besonders genannt zu werden verdienen: **Das Grabmonument Kaiser Friedrich IV.** Eine wahrhaft kaiserliche Ruhestätte, ebenso grossartig in ihrer Conception wie genial in ihrer Ausführung, das herrlichste Meisterwerk seiner Zeit.

Das Ganze aus rothem Salzburger Marmor ist mit einem Uebermass von Figuren, Köpfen, Thiergestalten, Wappen und Sinnbildern ausgeschmückt, auch fehlt es nicht an mancherlei „Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten“, wie es der bizarre Geschmack damaliger Zeit verlangte. Der

¹⁾ Zu den werthvollen Glasmalereien Geyling's gehören insbesondere: Am rechten Seitenchor (Kaiser- oder Thekla-Chor) in reicher Ornamentik im ersten Fenster der Heiland, ihm zur Rechten Petrus, zur Linken Paulus, die Zeichnung von Professor Josef Ritter von Führich; der Gemeinderath liess es zur Feier des ausgebauten Thurmes anfertigen; im zweiten Fenster die unbefleckte Jungfrau Maria, rechts Jacobus, links Philippus, im dritten der heilige Josef, umgeben von Bartholomäus und Mathias; im vierten der heilige Andreas als Namenspatron des vormaligen Bürgermeisters Andreas Zelinka, zu dessen Wiedergenesungsfeier der Gemeinderath dieses Bild anfertigen liess, gegenüber dem Heiligen hinter dem Throne das Bildniss Maria's und einen Engel mit dem Stadtwappen. Unter dieser grossen Darstellung sehen wir in geschmackvoller Anordnung mehrere kleinere Felder, Scenen aus dem Leben des heiligen Andreas, in der Mitte das Porträt des Gefeierten (er selbst kniend im Pelzgewand). Die Conception ist vom Dombaumeister Friedrich Schmid, die Zeichnung vom Professor Johann Klein, und die darauf befindliche Inschrift lautet: „Zum bleibenden Andenken an die glückliche Genesung des Herrn Bürgermeisters Dr. Andreas Zelinka stiftete die Gemeinde Wiens dieses Fenster 1864.“ und endlich im fünften Fenster die Bürgermeisterin Monica Zelinka vor ihrer Namenspatronin, hinter welcher der Bischof Augustin (ihr Sohn) mit dem Krummstab steht, sich dem Schutze seiner Mutter empfehlend, im Hintergrunde Engel mit „Immortellen“, in den einzelnen Nebefeldern Darstellungen aus dem Leben der heiligen Monica und über dem Ganzen vier schwebende Engel, Gottes Lob mit Musikinstrumenten verkündend. Am linken Seitenchor (Frauenchor) und den oberen Feldern Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau Maria und zwar in folgender Ordnung: Zuerst Mariä Verkündigung, im nächsten Fenster die Geburt Jesu, ihm folgt die Anbetung des göttlichen Kindes durch die Weisen mit der Umschrift „*omnis terra adorat te*“; dann Mariä Reinigung, dem zunächst Mariä Schmerzen unter dem Kreuze Jesu mit der Schrift: „*Mulier ecce filius tuus*“ und zuletzt die Huldigung, welche dem auf dem Schoosse der Himmelskönigin stehenden Jesukinde von Engeln dargebracht wird. In den unteren Feldern im ersten Fenster zu beiden Seiten des Heilands die Widmungsschrift des Universitätsprofessors Wilhelm Emil von Wahlberg zur Erinnerung an seine verstorbene Gemalin „Hermine“ und unter dieser den heiligen Paulus vor dem Areopag in Athen predigend; im zweiten Fenster die Standbilder der Heiligen Stefan, Josef und Othmar; im dritten die Ausgiessung des heiligen Geistes und unter diesen die Brustbilder der Heiligen Bernhard, Augustin und Benedict, weil zu diesem Fenster die Prälaten, deren Ordensstifter genannte Heilige sind, in hervorragender Weise beigetragen haben; im vierten die Uebergabe der Schlüssel an den heiligen Petrus dargestellt mit der Unterschrift „*Pasce agnos meos, pasce oves meas*“ und unter derselben das Wappen und die Widmung des Cardinals Rauscher: *Francisco Josepho I. Austriae imperatori, Josepho Othmaro Card. Rauscher Princ. Archiepiscopo Vindobonensi Friederico Schmid, ecclesiae metropolitanae architecto vitra hujus chori facta sunt;* im fünften das Wappen und Porträt der Frau Maria von Schwendenwein; vor ihr stehend die Gottesmutter mit dem Jesukinde und dann die Widmungsworte des Architekten Herrn von Schwendenwein, der dieses Fenster zur Erinnerung an seine am 11. September 1872 verstorbene Gemahlin Maria stiftete, endlich im letzten Fenster das Bild des heiligen Carl Borromäus, Namenspatron Carl Geyling's, desselben, der dies Bild selbst malte, der Kirche widmete und zum bleibenden Andenken sein eigenes Porträt hier beifügte. Unterhalb lesen wir die Dedication: „*Carolus Geyling Vindobonensis in gratam memoriam quod opus vitreum hujus ecclesiae sibi commissum erat hanc fenestram D. D.*“

„Sarkophag“ ruht auf vier mächtigen Sockeln, mit hohen reichgezierten Geländen umgeben. Auf dem Sargdeckel, wie er sich in *Fig. 32* zeigt, ruht die Gestalt Friedrich IV. im Kaiserornat mit Reichsapfel und Scepter, denselben umschlingt eine Rolle mit jenen fünf bedeutungsvollen Buchstaben a, e, i, o, u, dem Lieblingsprüche des Kaisers: *Austria Erit In Orbe Ultimo, Oesterreich wird bis zum Westuntergange bestehen*. Ueber dem edlen Haupte sehen wir ein gothisches Dach sich wölben mit dem Bilde des heil. Christoph und mehreren anderen Figuren. Dem gegenüber einen „Adler“, der eine zweite Rolle trägt mit dem Monogramm des Kaisers, wie wir es häufig auf alten Münzen und Urkunden gewahren, an den Seitenwänden acht Felder mit schönen Basreliefs, die sich auf „geistliche Stiftungen“ Friedrichs beziehen,¹⁾ und ganz unten am Boden zwischen dem Sarge und der Gallerie eine Menge seltsamer Thiere, die sich gegenseitig zu verfolgen und um den Besitz eines „Todtenschädels“ zu streiten scheinen. Es ist dies eine geschickt gemachte ironisirende Anspielung des Künstlers auf das unabwendbare „Menschenlos“ des „Sterbens“. Das älteste und zugleich merkwürdigste Grabdenkmal²⁾ befindet sich im nördlichen Seitenchor nächst dem Frauenaltar. Es ist dem Andenken Rudolf IV. des Stifters gewidmet und zu Anfang des XV. Jahrhunderts errichtet, während sein eigener Leichnam in der von ihm erbauten Gruft ruht.

Leider ist dieses kostbare Denkmal arg beschädigt und die beiden am Sarge liegenden lebensgrossen Fürstengestalten (Rudolf und seine Gemahlin Katharina) kaum mehr zu erkennen. Beide stützen ihre Füsse auf Löwen, Sinnbilder der Kraft und des Adels an Geburt und Gemüth; sie tragen „Zinkenkronen“ am Haupte. Rudolf ist in der Art, wie wir ihn auf allen übrigen Statuen abgebildet zu sehen gewöhnt sind, nämlich geharnischt, hat eine „Panzerschürze“, einen breiten tiefliegenden „Gürtel“ und zwei von der Brust herabhängende „Kettchen“ für Schwert und Dolch. Katharina hält das Scepter, wovon nur mehr ein kleiner Stumpf übrig. Zwischen beiden Gatten sieht man „oben“ des Herzogs „Helm“ mit dem historischen „Pfauenbusch“ und „unten“ das Modell einer Kirche. Eine zarte Andeutung, dass dieser Dom seine jetzige Grösse und Ausdehnung nur ihm allein als Stifter verdankt. Die Schrift am Rande des Grabmals besteht aus drei Hexametern:

„Alberti Ducis Australis jacet inclita Proles“
 „Conjugis Ipsius de Ferretisque Joanne“
 „Hoc tumulata loco populo recolenda devoto.“

Nicht minder schätzenswerth im sogenannten „Frauenchor“ (vom Altar links an der Wand, u. zw. gleich beim Eingange hinter dem Eisengitter) ist die lebensgrosse Porträtbüste des Bischofs „Melchior Khlesel“, dessen Haupt, mit einem Käppchen bedeckt, aus einem kreisrunden Medaillon sich stark hervorhebt. Die charakteristischen und geistreichen, aber etwas derben Gesichtszüge sind ausserordentlich ausdrucksvoll und verrathen einen bedeutenden, von wechselvollem Schicksale schwergeprüften Menschen. Die ziemlich vortretenden Backenknochen, der spitz zulaufende „Knebel“ und „Schnurrbart“, die in leise Falten zusammengezogene Denkerstirne, sowie der etwas schroffe

¹⁾ Diese Stiftungen sind: das Paulinerkloster zu Neustadt, (gestiftet 1480); die Benedictiner-Abtei in Obemburg (in Ober-Krain 1461); die Dominicaner in Neustadt (1414); die Augustiner-Chorherren ebendasselbst (1478); die Minoriten und Dominicaner in Graz und der St. Georgenorden (1468).

²⁾ Die ausführliche Beschreibung und Erklärung dieses Grabmales selbst findet man bei „Herrgott“ in der *Topographie austr.*, in Ogesser und Tschischka. Ueber die Entstehung dieses Kaisersarges erzählt „Duellius“ in seinem Werke „*De fundat. templi Cathedr. Neustrad*“ p. 32 und Wenker in seinem *Apparat et Instruct. Archivorum*, dass die Ausführung dieses Denkmals dem Bildhauer „Lach“ aus Leyden übertragen wurde, den Friedrich IV. selbst nach Neustadt berief. Bei dem im Jahre 1493 erfolgten Tode des Künstlers aber war nur der Sargdeckel vollendet, die Fortsetzung musste später dem Meister „Ditrich“ übertragen werden, der ihn im Jahre 1513 vollendete. Als daher Friedrich IV. schon am 19. August 1493 zu Linz starb, konnte sein Leichnam nur provisorisch in die Fürstengruft zu St. Stefan gelegt und dann erst nach Verlauf von 20 Jahren, im Jahre 1513, definitiv und zwar feierlichst in diesen Sarkophag beigesetzt werden.

Gesichtsausdruck geben ihm ein mehr „weltliches“ als „geistliches“ Ansehen. Dieses der Natur warm abgelauschte, etwas realistisch aufgefasste Steinbild ist um so beachtenswerther, als es uns

die Gestalt eines höchst merkwürdigen Mannes in's Gedächtniss ruft, der sich vom lutherischen Bäckerjungen zum Cardinal und Bischof von Wien und zum allgewaltigen, gefürchteten Minister des Kaisers Mathias emporgeschwungen (gestorb. 1630).

Eine andere Porträtbüste (ebenfalls daselbst, mehr gegen den Altar gekehrt) von Raphael Donner zeigt uns **Sigmund Grafen von Kollonitz**, Cardinal und Bischof von Wien, in Lebensgrösse. Die weit milderen (im Gegensatz zur früheren Büste) ruhigeren Gesichtszüge sind voll Noblesse und ehrfurchtgebietender Würde, der im schönen Oval geschnittene edle Kopf ausserordentlich zart und weich gehalten, die kleinen, fast unmerklichen Falten des feinen Seidenkleides („Chorherrenrockes“) von unnachahmlicher Wahrheit wie hingegossen, ein wahres Meisterwerk des Meissels (gestorben 1751).

An derselben Wand sehen wir noch mehrere lebensgrosse Steinbilder: **Alexander Herzog von Masovien**, Cardinal-Patriarch von Aquileja und Domprobst zu Wien (gestorben 1444). **Georg von Slatkonja**, Bischof von Wien (gestorben 1522). **Leo Nothhaft**, Fähnrich, ein noch unvollendetes Steinbild des Fürsten von Lichnovsky (gestorben 1566), jedoch alle ohne besonderen Kunstwerth.



Fig. 32. Das Grabmonument Kaiser Friedrich IV.

An die Stelle des Trautsohn'schen Grabsteines kam vor Kurzem die lebensgrosse Porträtfigur des Fürsterzbischofs Othmar von Rauscher, im vollem Ornate. Ein imposantes Steinbild, die Hände andachtsvoll an die Brust gedrückt, das Haupt sanft nach vorne geneigt, in halb vorschreitender Stellung. Es spricht sich in seinem Gesichte die Ueberzeugung aus, dass er als Oberhirt und Mensch seine Pflicht redlich gethan habe. Diese beruhigende Gefühlsstimmung ist in den Gesichtszügen meisterhaft ausgedrückt und so weit es das spröde Steinmaterial gestattet, auch künstlerisch nachempfunden. Milde und ruhig, wie wir ihn Alle noch kannten, macht er auf uns einen ergreifenden und zugleich wehmüthigen Eindruck; wie es überhaupt immer der Fall ist, wenn wir Menschen, die wir noch vor Kurzem um uns gewöhnt waren, plötzlich starr und regungslos, zu Stein geworden, vor uns stehen sehen. Wir können uns alsdann eines gewissen unheimlichen Gefühles kaum erwehren, und je grösser die Aehnlichkeit, desto ergreifender das Gefühl. Die Glieder, die sich noch vor Kurzem zu bewegen pflegten, sind jetzt regungslos, kalt und vornehm, wie der Tod selbst kalt und vornehm.¹⁾

Auf der linken Seite des Hauptaltars, ober dem Eingange in die Sacristei befindet sich die wohlgetroffene Porträtbüste Papst Pius VI., nach der Natur gemeisselt; sie ist um so kostbarer, als die Physiognomie dieses merkwürdigen und genialen Kirchenfürsten (der einzige, der Wien mit seinem Besuche beehrte) nur noch in wenigen Kupferstichen uns erhalten ist.²⁾

An der Stiege des kleinen Musikchores sehen wir den Chorfuss wie einen „Blumenkelch“ aus einer Knospe nach oben ausgebreitet und in demselben das mehrere hundert Jahre alte Brustbild eines Mannes, dessen Name mit der Baugeschichte dieses Domes auf's Innigste verknüpft ist. Die buschigen langen Locken wallen über den Scheitel und den wuchtigen Rücken herab, das Barett etwas cokett aufgestülpt, das unbärtige Gesicht zeigt die ausdrucksvollen Züge eines durch mühevollen Arbeit gestählten Mannes, der Blick verräth Klugheit und Erfindungsgabe. Die tiefliegenden Augen, breiten Backenknochen und eingefallenen Wangen, sowie der breite sinnliche Mund mit aufgeworfenen Lippen geben dem Gesichte einen markanten realistischen Anstrich. Der Hals unbedeckt, das Oberkleid mit weitfaltigen Aermeln, das Unterkleid (eine Art Weste) an der Brust verschnürt. Das Ganze ist mit seltener Kühnheit und Sicherheit des Meissels und mit jener lebensvollen Wahrheit ausgeführt, wie es nur der Meister über seine eigenen Schöpfungen zu verbreiten vermag. Er hält in der Rechten einen „Zirkel“ und in der Linken ein „Winkelmass“. Es ist dies das Bild unseres Pilgram, der den Riss zum Orgelchor entworfen und der hier (nach Vorstellungsweise jener Zeit) selben am Rücken trägt. Dies beweisen seine Werkzeuge, die er in Händen hält, das Zeichen *V*, das auch an der Kanzel vorkommt, und endlich die monogrammirten Buchstaben *M. A. P.* (Meister Anton Pilgram), womit auch andere schriftliche Angaben und alte Ueberlieferungen gut zusammenstimmen.³⁾ Auch die Kanzel, an einem der mittleren linken Pfeiler der Kirche angebracht, ist eine Zierde mittelalterlicher Sculptur und kann nicht genug bewundert werden. Sie ist mit den herrlichsten Büsten, Figuren, Aesten, Zweigen und Arabesken aller Art im gothischen Style reich geschmückt und in neuester Zeit auf das Sorgfältigste von kunstgeübter

¹⁾ Diese vortreffliche Porträtstatue verdanken wir dem verdienstvollen Bildhauer Franz Erler.

²⁾ In der Schatzkammer dieses Domes befindet sich noch ein tragbarer Altar (*altare portabile*), worauf Papst Pius VI. bei seiner Anwesenheit in Wien am 31. März 1782 vor dem Hauptaltar zu St. Stefan die heilige Messe in Gegenwart des Kaisers und aller geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches celebrierte, ehe er eine Stunde später den allgemeinen Ablass vom Balcon der Hofkirche ertheilte (wie Fig. 7 zeigt).

³⁾ Dieses herrliche Denkmal mittelalterlicher Kunst blieb hier durch mehrere Jahrhunderte verborgen und vergessen, theils der Dunkelheit des Ortes, theils der Höhe des Standplatzes wegen. Erst im Jahre 1817, als der kunstsinnige König Ludwig von Baiern (damals noch Kronprinz) auf seinen Reisen nach Kunstschatzen auch Wien berührte und während seines längeren Aufenthaltes die Kirchenschätze besichtigte, wurde dieses kostbare Bildwerk entdeckt und auf seine Veranlassung in Gyps abgedruckt und ein Abdruck auch in der hiesigen Akademie der bildenden Künste aufgestellt, wo sich derselbe noch heute befindet.

Hand restaurirt. Die „Brüstung“ enthält vier mit schön durchbrochenem Zierwerke bedeckte Vertiefungen, aus denen die höchst ausdrucksvollen Brustbilder der vier Kirchenlehrer in Lebensgrösse in den ihnen zukommenden vollen Ornaten hervorschauen. Das durchbrochene steinerne „Treppengeländer“ ist äusserst zierlich und mit den schönsten Motiven der Gothik geschmückt. Ueberall kunstvolle „Rosen“ und „Kleeblätter“ (jene so vielfach und doch immer wieder neu benützte Grundform alter Bauzierde). Das zierliche „Dach“, besonders leicht, lüftig und geschmackvoll im Einklange mit dem Untertheil, mit einer aufsteigenden schönen Spitze gekrönt, zeigt um die Stirnseite die sieben Sacramente. Der „Fuss“, der die Kanzel stützt, besteht aus mehreren freistehenden, äusserst geschmackvoll angebrachten Pfeilern und Bogen, zwischen welchen eine Menge zierlich kleiner Heiligenfiguren stehen, die wohl arg verstümmelt, jetzt aber vollständig renovirt sind.¹⁾

Unter der Treppe gewahren wir das Bild des Meisters „Pilgram“, gleichfalls wie beim Chorfuss aus einem Fenster sehend; die Züge sind dieselben, ebenfalls den Zirkel in den Händen, nur im Ganzen etwas kleiner und in veränderter Stellung.

Ausserhalb des Gitters der Kreuzcapelle sehen wir das merkwürdige Familien-Grabmal *Johann Cuspinian's*,²⁾ des berühmten Gelehrten und Geschichtschreibers Kaiser Maximilian I.

Der gutgearbeitete Grabstein aus rothem Marmor zeigt „oben“ sein und seiner beiden Frauen Anna und Agnes Brustbild, „unten“ seine acht Kinder in betender Stellung um seinen Sarg versammelt, auf welchem ihre Namen eingehauen sind.

Dann der „Taufstein“ in der Katharinen-Capelle aus rothem Marmor, von besonderer Kunstfertigkeit. Der „Becken“ ist zwölfckig, mit eben so vielen Vertiefungen, an welchen die „zwölf Apostel“ sichtbar sind. Rings um den oberen Rand ist ein „Spruch“ des Evangeliums in lateinischer Sprache und die Jahrzahl 1481 (das Vollendungsjahr) angebracht, am Fussgestelle die vier „Evangelisten“ in gebückter Stellung. Die Bildhauerarbeiten sind vom Meister „Heinrich“.

Unter den vielen Grabschriften dürfte jene des *Paul von Sorbait* als die originellste hervorgehoben zu werden verdienen.³⁾ Treffender und mit weniger Worten kann die Ironie des Lebens und der bittere Hohn des Schicksals nicht ausgedrückt werden. Sie hat trotz ihres nahezu 200jährigen Bestandes nichts an ihrer ursprünglichen packenden Wirkung verloren. Sie lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt: „Ich war Musiker, Redner, Philosoph, Soldat, Arzt, „Professor, Hofmann und Rector magnificus, „Nun ein Schattenbild, ein Nichts, Ich war „Tonkünstler“, um den schönen Einklang des Lebens zu bewahren; „Redner,“ um mich zu „einem guten Lebensende zu geleiten; „Soldat,“ um Mühsale zu ertragen; „Professor,“ um „Andere erheben zu helfen und mich zu demüthigen; „Rector magnificus,“ um Standesvorrechte zu vertheidigen; „Höfling,“ um Anderen, nicht mir dienen zu lernen.“ Aber der bittere Tod blieb taub für die Schmeicheltöne der Musik, und für die Ueberredungskünste des Redners,

¹⁾ Vordem hatte der Dom nur eine hölzerne Kanzel, wie die vom Jahre 1417 aufbewahrten Original-Kirchenmeisterrechnungen beweisen, wo es wörtlich heisst: „Item (da Otto Weiß Verweiser des Baues bei St. Stefan war) den Tischler vor ain predigerstuel neu ze machen und den alten abzeprechen 1417.“

²⁾ *Johann Cuspinian* (eigentlich „Spießhammer“ genannt) wurde zu Schweinfurt geboren, studirte zu Wien unter *Celtes*, hielt sodann Vorlesungen über Medicin und schöne Wissenschaften, war von Kaiser Maximilian I. zum Dichter gekrönt und von ihm so hochgeschätzt, dass er ihn zum Wiener Stadthanwalt und zu seinem Geschichtschreiber ernannte und oft zu Gesandtschaften verwendete. Er starb, 56 Jahre alt, am 19. April 1529. Vide: Fischer's brev. Not. t. III, pag. 69.

³⁾ *Paul Sorbait* war Niederländer von Geburt, studirte in Wien Medicin und wusste sich trotz niederer Herkunft zum Professor, Rector der Universität und endlich zum berühmten Leibarzt der verwitweten Kaiserin Eleonora (Gemahlin Leopold I.) emporzuschwingen. Er war ein merkwürdiger, origineller Mensch. Mit jugendlichem Feuer, jeder Gefahr spottend, führte er als „Obrist-Wachtmeister“ die Studenten während der Türkenbelagerung (1683) an und machte sich um das Wohl der Stadt sehr verdient, opferte sich während der Pest als Arzt für das Wohl der Bürger mit hingebendster Selbstverlängung, und starb am 29. April 1691. Seine noch gut erhaltene Grabschrift ziert das Motto aus dem 112. Psalm: „*De stercore erigens pauperum*“. „Aus dem Schlamme erhöhst Du den Armen.“

und für die Beweisgründe des Philosophen, und für die Drohungen des Kriegers, und für die Schulvorträge des Gelehrten, und für die Recepte des Arztes, und für die Vertheidigungen des Rectors und für die Selbstverläugnungsqualen des Höflings. Er entriss mich dem Allen; nun bin ich ein Bettler (Schattenbild), ein Nichts! Ich bitte dich, bete für mich!"

Ferner ist noch des Grabsteines unter den Stufen des Monumentes Friedrich IV. aus rothem Marmor mit Wappen und Buchstaben aus Messing zu gedenken. Er birgt im engen Raume eine grosse wehmüthige Erinnerung an den herrschsüchtigen Rachegeist Leopolds des Stolzen und an die beharrliche Treue jener edlen für ihren unmündigen Herrn Albrecht V. sich in den Tod hinopfernden Bürger **Conrad Vorlauf, Rampersdorffer und Rock.**¹⁾

Endlich dürfen nicht unerwähnt gelassen werden jene trefflichen „Chorstühle“ im Presbyterium, die jetzt den Domherren zum Sitzen dienen und zu beiden Seiten des Hochaltars bis zur Balustrade aufgestellt sind; jeder Sitz ist mit einem aus Holz geschnitzten „Brustbilde“ geziert und „Name“ und „Wappen“ beigefügt. Diese fleissigen und schöngearbeiteten lebensgrossen Porträtbüsten stellen vor: den Stifter des Bisthums Kaiser Friedrich IV. und ihren Bestätiger Papst Paul II., dann sämtliche Bischöfe in chronologischer Ordnung bis auf Grafen Philipp

¹⁾ Herzog Leopold IV. hatte nämlich wegen eines zu Gunsten seines Bruders Ernst gemachten Aufruhrs am 7. Juli 1408 den Wiener Bürgermeister Conrad Vorlauf, die Räte Hans Rock, Conrad Rampersdorffer und Rudolf Angerfelder, ferner die Bürger Schanl und Nichl gefangennehmen und die drei ersteren ungeachtet der Verwendung der angesehensten Bürger der Stadt vier Tage später, am 11. Juli, um 6 Uhr Morgens am hiesigen „Schweinemarkt“ (heute Lobkowitzplatz) hinrichten lassen. Die letzten Momente am Blutgerüste waren voll rührender Selbstverläugnung und edler Selbstaufopferung, eine echt dramatische, tief ergreifende Scene. Zuerst wollte nämlich der Scharfrichter an dem ältesten, an Rampersdorffer, den Spruch vollziehen. „Nicht so ziemt es sich,“ rief jetzt Vorlauf, sich niederknend, „sondern mir, der ich stets Euer Vorlauf in der Vertheidigung der natürlichen Rechte unseres gelietten Herzogs war, gebührt der Vorrang. Ich will Euch auch im Tode vorangehen, ein Vorlauf sein.“ Und nachdem er im stillen Gebete seine Seele dem Himmel empfahl, wandte er sich nun an den Scharfrichter, der mit Thränen in den Augen zögerte, sein trauriges Amt zu verrichten. „Fürchte Dich nicht und vollziehe, was Dir befohlen. Ich vergebe es Dir bei Gott, daß Du an mir eine Strafe vollziehst, die ich nicht verdiene. Nur um Eines bitte ich Dich, führe männlich den Streich.“ Hierauf bot Vorlauf willig sein Haupt dar; ruhig und gefasst folgten ihm auch Rampersdorffer und Rock. Bis nach Sonnenuntergang blieben die Leichen am Blutgerüste, bis sie von ihren Angehörigen Abends auf den „Stefansfreythof“ gebracht und in der Nähe des unausgebauten Thurmes, gegenüber dem Zwettelhof, in einem eigenen Grabe zur Erde bestattet wurden. Ob man aber nach der Aussöhnung der herzoglichen Brüder sie wieder hieher in die Kirche übersetzte, oder nur zum Andenken an sie diesen Grabstein errichtete, ist urkundlich nicht zu erweisen. Doch noch über das Grab währte der Hass Leopolds, denn er liess das Vermögen der Hingerichteten, sowie auch das (im nächsten IV. Capitel zu besprechende) Haus Vorlaufs am Graben als Staatsgut einziehen. Aber durch diese Hinrichtung hatte Leopold nichts erreicht, weder die Bürger eingeschüchtert, noch das, was er eigentlich erzwecken wollte (das Vermögen seines Mündels) erlangt. Die Gährung im Volke stieg nur noch mehr und der „Bürgerkrieg“ kam erst recht zum vollen Ausbruche. Erst am 13. März 1409 gelang es den Friedensvermittlungskünsten des Bischofs von Trient und König Sigismund von Ungarn den Frieden endgiltig wieder herzustellen, nach dessen Bestimmungen beide Herzöge, Leopold und Ernst, zum Vormunde (Albrechts V.) eingesetzt wurden und beide schon im Juli desselben Jahres gemeinschaftlich die Burg bezogen. Auch der dritte Bruder, Friedrich von Tirol, kam jetzt nach Wien und alle Drei nahmen eine Theilung des Familienschatzes vor, zum nicht geringen Nachtheile des Mündels, indem sie jetzt den Schatz nicht in „zwei“, sondern in „vier“ Theile schieden. Desto besser dachte König Sigismund, der väterliche Freund des jungen Albrecht, der am 30. September 1409 (für den Fall, als ihm vom kinderlosen Wenzel „Böhmen“ und vom Markgrafen Jobst „Mähren“ zufallen sollte) die Erbverbindung rücksichtlich beider Reiche mit Oesterreich erneuerte. Die etwas verwischten Schriftzüge des Grabsteines geben dem Beschauer (in lateinischer Sprache) Kunde von dem Acte der Hinrichtung mit dem schmerzlichen Hinweis, dass in dieser Welt die grössten bürgerlichen Tugenden vor Gewalt nicht zu schützen vermögen. Diese Inschrift liess ihnen der erste Wiener Bischof **Leopold von Spaurer 1478** setzen, um den Bürgern Wiens, mit denen er in freundschaftlichem Verkehre stand, einen schmeichelhaften Beweis der Verehrung zu geben. Er wies dem Grabsteine den Platz nächst dem Monumente Friedrichs IV. an, nicht ohne Beziehung auf das „Verhältniss“, in welchem die drei Bürger zum Herzog Ernst, dem Vater Friedrichs, standen. Zum ewigen Andenken an diese traurige Katastrophe wurde von der Stadtcommune Wiens jene neu gebildete Gasse (die gegenwärtig die Verbindung der Hohenstaufengasse mit dem Schottensteig herstellt) „**Rodgasse**“ genannt, sowie auch schon früher die Linnengasse am Hohenmarkt in „**Vorlaufgasse**“ umgetauft wurde (wie wir dies im II. Capitel bereits hörten); auch dem dritten Genossen ist in der **Rampersdorfergasse** in Gumpendorf das Andenken für alle künftigen Zeiten gewahrt.

Breuner, welcher diese Stühle 1640 anfertigen liess. Auch jene um 150 Jahre älteren Chorstühle (rechts und links im Untertheil des Hauptchores) verdienen ganz besondere Beachtung.¹⁾ Ihre überreichen „Laubverzierungen“, die schönen figuralen Arbeiten mit ihren abenteuerlichen Thiergestalten, aber vor allem Andern ihre mannigfach entfaltete Architektur geben uns ein herrliches Muster „mittelalterlicher Kunst“. Die plastischen Darstellungen enthalten schöne Motive aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu. Der Beginn dieser Arbeiten fällt in die Regierungsepoche Friedrich IV. und ihre Vollendung in jene des Königs Mathias († 1490) und es ist ganz merkwürdig, dass diese ehrwürdigen Reste altdeutschen Kunstfleisses trotz ihres nahezu 400jährigen Bestandes und ungeachtet der fortwährenden Benützung bis heute noch unverseht geblieben.

Alle übrigen an den Wänden und Capellen noch aufgespeicherten Denkmale zu beschreiben, würde den Rahmen dieses Werkes weit überschreiten, da sie allein schon ein dickleibiges Buch in Anspruch nehmen würden. Ich muss mich deshalb nur auf die wichtigsten beschränken und nur noch beifügen, dass sich hier in und ausser der Kirche eine Menge interessanter Begebenheiten und Geschehnisse vollzogen, die leider durch kein sichtbares Erinnerungs- oder Wahrzeichen festgehalten sind, dennoch aber dem Vergessen nicht überantwortet werden sollten, da sie gleichsam den Epilog zu so manchen hochwichtigen Begebenheiten bildeten.

Ich will einige derselben hier aufzählen, soweit sie mit den „inneren“ oder „äusseren“ Räumen des Domes im Zusammenhange stehen.

Historische Vorfälle in- und ausserhalb der Stefanskirche.

Am 18. Jänner 1469 fand in der Kirche eine grosse Feierlichkeit statt. Papst Pius II. erhob die Probstei von St. Stefan zum Bischofssitz; zugleich ernannte Kaiser Friedrich den Leopold von Spauer (dessen drei Brüder während der Belagerung Friedrichs in der Burg zu Wien treu an seiner Seite aushielten) zum ersten „Bischof“ von Wien; hiebei wurden viele Spenden unter die Armen vertheilt, die lange Zeit im Gedächtnisse der Wiener blieben.

Im Jahre 1514 wütheten mehrere Gewitterstürme und der Blitz (wie Zeitgenosse Cuspinian berichtet) schlug mehrmals in die Thurmspitze ein, so dass sich die Helmstange bog und der Gipfel einzustürzen drohte. Es wurden vom Kirchenbaumeister Georg Hauser nun umfassende Reparaturen vorgenommen, die erst im Jahre 1519 endeten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Helmstange wieder geradegebogen und an die Stelle des früheren Thurmknopfes ein neuer aufgesetzt und zwar die „**Mondsfichel mit dem Stern**“, wie dies **Figur 33** zeigt, um gleichsam den Kampf der Kirche mit den Ungläubigen und den „Sieg“ derselben über die Türken anzudeuten, denn alle Siege wurden damals der „Kirche“ zugeschrieben. Es ist daher nicht als heidnisches Abzeichen, sondern (nach den Anschauungen der damaligen Zeit) gleichsam als Andeutung zu nehmen, dass der Bau bis zu den Gestirnen reiche.²⁾

¹⁾ Die Chorstühle dürften höchst wahrscheinlich nach Zeichnung des Nikolaus Lerch von dem Bildschnitzer **Wilhelm Kollinger** gefertigt worden sein, da der Stadtrath ihm für seine ausgezeichneten Kunstleistungen nach einer Urkunde vom Jahre 1484 das „Bürgerrecht“ verlieh. Von früheren geschnitzten Stühlen in diesem Dome von einem gewissen Meister **Mühl** macht die Kirchenmeisteramts-Rechnung vom Jahre 1426 Erwähnung (t. 97 bis 99).

²⁾ Nach „**Raumer's Hohenstaufen**“, Cap. VI, Seite 80, galt „**Mond**“ und „**Stern**“ im Geschmacke der damaligen Zeit als eine Art Versinnlichung für **Kaiser** und **Papst**. Uebrigens ist es ganz irrig, wie einige Chronisten meinen, Soliman habe bei Gelegenheit der ersten Türkenbelagerung (1529) den Wienern nur unter der einen Bedingung versprochen den Stefansthurm zu schonen, wenn sie auf die Thurmspitze den **Halbmond** und **Stern** als Abzeichen der Türken aufpflanzen würden. Nach einer Urkunde vom 15. Februar 1530 (die noch gegenwärtig im Staatsarchive aufbewahrt ist) finden sich mehrere Andeutungen, dass dieser Thurmsschmuck schon einige Zeit vor der ersten Belagerung aufgesetzt wurde, Vide: „**Berichte und Mittheilungen des Alterthumvereines**“, VIII. Band, II. Abthlg., Anhang XXXVI. Auch auf der **Meldemann'schen Rund-**

Am 9. October 1529 wurden von den Türken die Minen gesprengt, wobei die Mauern gegenüber dem heutigen Bürgerspital einige Klafter breit einstürzten. Die Türken liefen dann Sturm, wurden aber von den tapferen Wienern mit grossem Verluste zurückgetrieben. Hinter der Bresche führte man sogleich eine neue Mauer auf. Der abgeschlagene Sturm wurde aber jedesmal vom Stefansturm aus mit „**Trompeten**“ und „**Beerespaufen**“ feierlichst zur grossen Freude der Wiener mitgetheilt, die sich am Stefansfreithof in dichten Schaaren versammelten und ängstlich der Siegesbotschaft harreten.

Im Jahre 1637 zur Zeit der grossen Gegenreformation schlossen sich die Würdenträger des Reiches an Ferdinand II. innigst an, und es fand in der Kirche eine Versammlung derselben statt, von wo aus sie eine feierliche „Wallfahrt“ nach Mariazell (an der sich auch Ferdinand betheiligte) unternahmen. Es ist daher interessant zu bemerken, dass Ferdinand II. als der eigentliche und erste Begründer der später so beliebten „**Mariazeller Wallfahrten**“ zu betrachten ist.

Im Jahre 1679 waren in Wien die letzten Spuren der Pest verschwunden. Nachdem in der inneren Stadt 49.486 (und mit Einschluss der Vorstädte 122.849) Personen der Seuche unterlagen, erholte man sich so rasch und es überkam die Wiener eine so plötzliche Lebenslust, dass schon zu Weihnachten desselben Jahres an einem Tage 95 Paare in der Stefanskirche sich trauen liessen. Gewiss ein Zeichen jener zähen, unverwüsthlichen Lebenskraft, die den Wienern noch heute innewohnt.

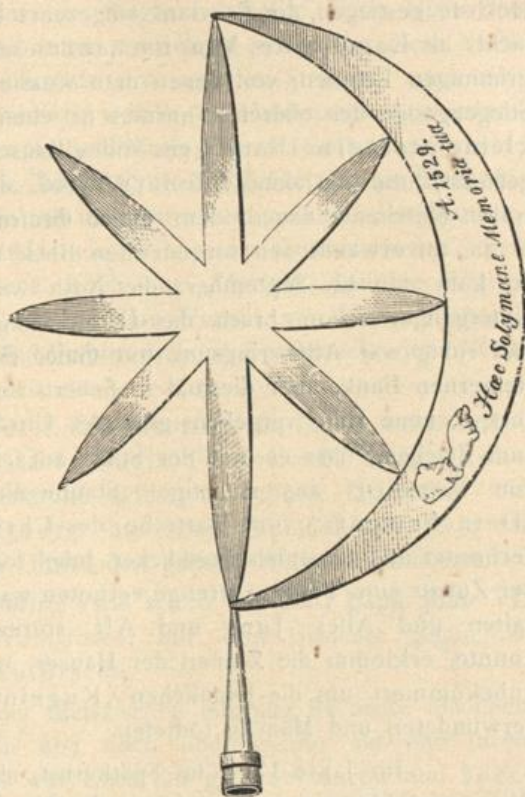


Fig. 33. Die Mondsichel mit dem Stern.

ansicht der Stadt Wien während der ersten Belagerung (deren neue Ausgabe Camesina 1862 besorgte) finden wir den Stefansturm bereits mit **Mond und Stern** geschmückt. Die Aufschrift „*Haec Solymanae Memoria tua*“ und die Hand mit der „Feige“ wurden erst nachträglich eingegraben, als bereits diese Spitze wieder vom Thurme herabgenommen war, was aber erst nach der zweiten Türkenbelagerung geschah. Denn wie es aus Urkunden erwiesen ist, machte erst Leopold I. während der zweiten Türkenbelagerung das feierliche Gelübde, an die Stelle des „Halbmondes“ ein christliches Abzeichen, nämlich das „Doppelkreuz“, nächstens aufsetzen zu lassen. Und als der Kaiser am 14. September 1683 nach der feierlichen Dankmesse die Stefanskirche verliess, erinnerte Erzbischof Kollonitz den Kaiser beim Austritte aus der Kirche an sein gegebenes Versprechen, das nun sogleich in's Werk gesetzt werden sollte. Aber es ging damit nicht so schnell von statten, weil man vorerst die Rückeroberung Ofens durch das Christenheer abwarten wollte und weil sich auch bisher Niemand zu einem so waghalsigen Unternehmen vorfand. Endlich meldete sich der Ziegeldecker Ressytko aus Brünn mit seinen beiden Söhnen Julius und Jakob, der gegen eine Belohnung von 1000 fl. und drei neuen Anzügen am 15. Juli 1686 bei grossem Zulauf von Menschen und unter allerlei abenteuerlichen Ceremonien das Wagstück vollbrachte. Die Beschreibung dieses feierlichen Actes steht im **Krautauer Kalender in den Jahrgängen 1722–1729** und füllt 150 Quartseiten. Vide: „Schmiedl's Oesterreichische Blätter“ Jahrgang 1844, Nr. 18, pag. 138. Aus dieser urkundlichen Mittheilung geht deutlich hervor, dass diese Drei wirklich die äusserste Spitze des Thurmes mit Leitern erklimmen und dann der Eine einen Pistolenschuss abfeuerte, während der Andere die Trommel rührte, der Dritte aber Gedenkmünzen (die der Magistrat zu diesem Zwecke besonders prägen liess) hinabwarf, eine Fahne schwang und einen Pocal Wein auf das Wohl der Stadt austrank, **Mond und Stern** aus der Helmstange hob, mit Stricken vom Thurm herabliess und diesen Thurmschmuck dem Erzbischof Kollonitz überbrachte, in dessen Wohnung derselbe Tags darauf bis 6 Uhr Abends vom Volke besichtigt, dann aber am 6. August zum Kupferstecher Martin Lerch getragen, auf die Mondscheibe eine Hand mit einer Feige sammt der obigen Inschrift eingestochen und auf Befehl des Kaisers Leopold I. in die kaiserliche Gallerie (zur Stallburg) und später von dort in das bürgerliche Zeughaus am Hof zum ewigen Gedächtniss gebracht wurde, wo er sich noch heute befindet.

Am 11. September 1683 war der Stefansturm den Wienern ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Die Noth war damals (während der zweiten Türkenbelagerung) auf das Höchste gestiegen, der Proviant aufgezehrt und ringsum, so weit die geängstigten Blicke schweiften, nichts als Lagerzelte, Minenschanzen und Körbe zu sehen und ein unabsehbares Heer von grimmigen Feinden, von denen man wusste, dass sie keinen Pardon geben. Nun stand im inneren Stiege gange des oberen Thurmes in einer Seitenecke (an der nämlichen Stelle wie heute) eine kleine steinerne Bank (ein stilles, lauschiges Plätzchen, von dem man die herrlichste Fernsicht geniesst) und die den Wienern wohl als kostbares geschichtliches „Reliquium“ gelten sollte. Sie diente damals dem **Guido Grafen Starhemberg** als Observatorium. Stundenlang sass er da, unverwandt den sorgenvollen Blick nach dem Kahlenberge gerichtet, nach Hilfe spähend. So kam der 11. September; die Noth war fast unerträglich. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, schon brach die Dämmerung ein und noch immer kein rettender Ausweg. Still und ruhig war Alles ringsum, nur **Guido Starhemberg**, der Stadtcommandant, sass wieder auf der steinernen Bank, aber diesmal in fieberischer Aufregung, denn er hatte schon allzulange auf die versprochene Hilfe vergebens gewartet. Unzählige Raketen liess er vom Stefansturme aufsteigen zum Zeichen, dass es mit der Stadt auf's Aeusserste gekommen sei. Da plötzlich bemerkte er von Nussdorf aus mächtige „Staubwolken“ aufwirbeln und vom Kahlenberge die ersten „Detachements“ vom Vortrabe des Christenheeres heranrücken. Schnell war die Nachricht verbreitet und ein unbeschreiblicher Jubel folgte der allgemeinen Niedergeschlagenheit, und obgleich der Zutritt zum Thurme streng verboten war, liess sich die freudetrunkene Menge nicht länger mehr halten und Alles, Jung und Alt, stürmte auf den Stefansturm hinauf, und wer es nicht konnte, erklimmte die Zinnen der Häuser, um sich an dem Schauspiel seiner Rettung zu weiden, unbekümmert um die feindlichen „Kugeln“ und „Bomben“, die ihn umschwirrten und die Viele verwundeten und Manche tödteten.

Im Jahre 1711, im Spätherbst, als Kaiser Carl VI. von der Krönung von Frankfurt nach Wien zurückkehrte, veranstalteten die Wiener ihrem geliebten Herrscher einen feierlichen Empfang. Sie wollten von der höchsten Thurmspitze zu St. Stefan Fahnen schwingen lassen, aber Niemand meldete sich zu diesem Wagestück. Man verzichtete fast darauf, als noch im letzten Augenblicke ein Gärtnerbursche mit Namen Gabriel Saltzberger sich hierzu bereit erklärte. Er nahm einen Gehilfen mit sich, der ihm die grosse Fahne nachtrug. Richtig gelang es ihm die äusserste Spitze zu erklimmen, nur musste er sich, so gut es ging, zwischen Rose und Knauf mit einer Hand festhalten, während er die von seinem Gehilfen gereichte Fahne mit der andern schwang. Dies ging mehrere Stunden ganz gut. Als aber die verabredete Zeit vorüber war und er wieder hinabsteigen wollte, bemerkte er zu seinem nicht geringen Entsetzen, dass der Geleitsmann (ohne dessen Unterstützung er weder hinein, noch hinaus zu gelangen vermochte), nicht anwesend sei. Die Angst bemächtigte sich seiner immer mehr, besonders als es bereits dunkel zu werden anfang. So blieb er denn unter den qualvollsten Schrecken die ganze Nacht zwischen Leben und Tod über einem unendlichen Häusermeere hängen, jeden Augenblick gewärtigend die Kräfte zu verlieren, denen er allein noch sein Leben verdankte. Erst am anderen Morgen wurde ihm Hilfe zu theil.¹⁾

Im Jahre 1722 erhob Papst Innocenz XIII. das Bisthum in Wien zu einem Erzbisthum und der einflussreiche Kollonitz war der erste Erzbischof, der am 23. Februar desselben Jahres feierlichst in seine neue Würde trat. Diese kirchliche Doppelfeier wurde zu St. Stefan in würdiger Weise begangen und noch lange sprach man von der Grossartigkeit dieses Festes und dem kirchlichen Pompe, der bei dieser Gelegenheit sich entfaltete.

¹⁾ Dieser interessante, aber etwas sonderbare Stoff wurde unlängst von einem dramatischen Dichter für ein Volksstück bearbeitet.

Am 7. März 1758 fand eine nicht minder erhebende Feierlichkeit in der Stefanskirche statt. Sie war militärischer Natur und betraf die feierliche Vertheilung des eben von der grossen Kaiserin neugestifteten „**Maria Theresien-Orden**“¹⁾ aus Anlass des Sieges bei **Kolin**. Daun hatte den grossen Sieg auf dem Schlachtfelde zu Kolin erfochten und schon zwei Tage später rief diese Nachricht grenzenlosen Jubel in Wien hervor. Man beglückwünschte sich auf den Strassen, man eilte in die Kirche, um Gott zu danken, kaufte Bilder und Münzen, welche die Heldenschlacht versinnlichten, und den glorreichen Tag beschloss ein glänzendes Hoffest. Maria Theresia selbst bezeichnete in einem späteren eigenhändigen Schreiben an Daun **den 18. Juni 1757 als den Geburtstag der Monarchie** und überreichte ihm persönlich den ersten Orden, den sie ihm unter herzugewinnenden Dankesworten eigenhändig an die Brust heftete. Das Fest beschloss ein solenner Gottesdienst, den der Erzbischof in Gegenwart aller Würdenträger celebrierte. Auch das „**Diarium**“ (heutige Wiener Zeitung) enthielt eine genaue Relation über diesen Sieg und eine Unzahl von Flugblättern, Reimsprüchen und Sinngedichten (meist schwulstig und bombastisch im Geschmacke jener Zeit) besprachen eingehend dieses Ereigniss.²⁾

Am 28. Jänner 1765 fand die Vermählung Josef II. mit Josefine von Baiern statt, wobei zur Verherrlichung des Festes die gütige und leutselige Kaiserin Maria Theresia 25 bürgerliche Brautpaare ausstattete und der Trauung in der Stefanskirche selbst beiwohnte. Ergötzlich für die Wiener war es anzusehen, dass zu je einem „Brautpaare“ aus seinen Vorstädten auch je ein „**Jubelpaar**“ beigegeben war, das seine **silberne** oder nach Umständen **goldene** Hochzeit mitfeierte.

Am Ostersonntag den 31. März 1782 celebrierte (wie schon erwähnt) **Papst Pius VI.** eine feierliche Messe nach dem in „Rom“ üblichen Ceremoniel, mit dem Gesichte gegen die Kirchenbesucher gewendet unter Assistenz vieler Kirchenfürsten.

Am 14. Februar 1797 wurden aus Anlass der **Moira'schen Stiftung** 24 arme Mädchen im Dome getraut und einer jeden fünfhundert Gulden und noch überdies für sie und ihren Bräutigam eine vollständige Kleidung gegeben.³⁾ Es war eines der glänzendsten und herrlichsten „**Bürgerfeste**“, die hier je stattfanden. Gemüthlichkeit, herzliche Schlichtheit drückten gemeinschaftlich dem „Adel“, gleichwie der „Bürgerschaft“ den Charakter auf. Die „**Bürgerwehr**“ zog dabei mit klingendem Spiele auf und der erhebenden Trauungsfeierlichkeit wohnten die Erzherzoge Anton und Johann, die Erzherzogin Christine und ihr erlauchter Gemahl Albrecht von Sachsen-Teschen bei. Das Ganze endete Nachmittags mit einem schönen heiteren Volksfeste, an dem sich Wiens Bevölkerung vollständig betheiligte und es schien, als seien sich jetzt Adel und Bürger einander näher gebracht.

Auch am 16. Jänner 1806 spielte sich hier ebenfalls eine herzerhebende Freuden-scene ab, die in den Annalen der Stadtchronik als der grösste „**Freudentag**“ der Wiener bezeichnet werden muss. Nach langen Kriegsleiden, nach langer drückender Sorge endlich wieder

¹⁾ Die Statuten des **Maria Theresien-Ordens** (der vier Decorationsgrade enthält) wurde so rasch verfasst, geprüft, redigirt und von der Kaiserin sanctionirt, dass die feierliche Ordensvertheilung schon am 7. März 1758 stattfinden konnte.

²⁾ Gewöhnlich geschah diese Beschreibung in überschwänglichen Ausdrücken und schwerfälligen Lobpreisungen. Der Verfasser einer solchen Schrift pflegte gewöhnlich alle Typen der einzelnen Stände redend einzuführen. Es trat z. B. der Priester auf, der Kaufmann, der Soldat, der Modeherr, der Musensohn und der dunkelhafte Gelehrte; ein jeder sprach in seinem Ideenkreis, bald natürlich und einfach, bald hochtrabend und züpfisch, aber immer gesucht empfindend, schwerfällig mit dem Ausdrücke ringend.

³⁾ Die Bestimmungen dieser Stiftung wurden durch die Gräfin Stadion im Vereine mit dem k. k. geheimen Rath Freiherrn van Swieten und dem k. k. Kämmerer Grafen Marschall ausgeführt. Vide „Geschichte der Stiftungen“ von Anton Ritter von Geusau, Wien, 1803. Acht Paare wurden am Hochaltare vom Domherrn Graf Edling, acht am Seitenaltare rechts vom Domherrn Graf Torres und acht am Seitenaltare links vom Chormeister eingesegnet. Beistände waren Graf Stadion, Freiherr Gerhard van Swieten, dann die Regierungsräthe Graf Ferdinand Kuefstein, Josef Graf Dietrichstein und Josef Johann Graf Herberstein.

der erste Friedensstrahl, der erste Dämmerchein der Hoffnung. Drei Tage zuvor zogen nämlich die letzten französischen Truppen (am 13. Jänner 1806) von Wien ab, nachdem sie ein volles Jahr die Besatzung der Stadt bildeten und 53 Millionen an Verpflegung und 32 an Kriegscontribution den Wienern kosteten. Der „Pressburger Friede“ war bereits (26. December 1805) geschlossen und damit den Bürgern eine Centnerlast von der Brust gewälzt. Der gütige Kaiser Franz I. liess sich zu den härtesten Bedingungen herbei, um ja nur seinen lieben Wienern (wie er sie nannte) endlich Ruhe zu gönnen. Als daher der Kaiser nach so vielen Drangsalen und Opfern am Donnerstag den 16. Jänner 1806 wieder in die Mitte seiner treuen Unterthanen zurückkehrte, war der Jubel unbeschreiblich. Er glich dem Aufathmen einer besseren Lebensluft und der aufrichtige Enthusiasmus des zahlreich herbeigeströmten Volkes, das seinen guten Kaiser sehen wollte, war grenzenlos. Durch die ganze Leopoldstadt (wie Zeitgenossen berichten) war die lange Reihe von Häusern mit Tannen, Blumengewinden und Tapeten geschmückt. Am Riesenthore und dem ganzen Stefansplatz entlang waren weissgekleidete „Bürgermädchen“ mit Blumenkränzen und Bouquets aufgestellt, an der Spitze Bürgermeister Wohlleben, Stadtkommandant Fürst Johann Liechtenstein und Graf Wrba. Alle Glocken wurden geläutet und die Kanonen donnerten von den Bastionen der Ankunft des geliebten Monarchen entgegen. Nach dem „Te Deum“ begab sich der Zug in die Hofburg und am Wege dahin wurden dem Kaiser die aufrichtigsten Zeichen von „Liebe“ und „Anhänglichkeit“ seines treuen Volkes dargebracht. Man umringte den Wagen und trug den Kaiser förmlich auf Händen. Abends war Freitheater und Redoute. Am 8. Februar rückte wieder Garnison ein, übernahm die gewöhnlichen Wachposten und Alles hatte seinen friedlichen, freundlichen Anstrich wie vordem und Alles schien einer glücklichen Lösung entgegengehen zu wollen.

Aber dies stille beneidenswerthe Glück währte nicht lange. Schon drei Jahre darauf fingen die alten Feindseligkeiten mit Napoleon wieder an und Wien sah abermals französische Besatzung und mit ihr neue Bedrückung, neuen Uebermuth, neue Gräueltthaten.

Pfingstsonntag (21. Mai 1809) und der darauf folgende Tag waren wichtige „Gedenktage“ in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte. Erzherzog Carl stand bereits am Fusse des Bisamberges und zog in aller Stille die Truppen heran. Noch verhielten sich die französischen Soldaten in ihren Stadtquartieren ruhig. Aber schon am nächsten Morgen zeigten sie sich auf allen Strassen in ungewöhnlich geschäftiger Bewegung. Französische Gensdarmen und Chasseurs jagten jetzt nach allen Richtungen hin und her und ihre Quartiere waren völlig geleert. Nachmittags 3 Uhr vernahm man vom Marchfelde aus das erste dumpfe Donnern feindlicher Kanonen. Man ahnte, dass eine Schlacht beginne. Die Wiener bestiegen nun die Hausdächer, vor Allem aber den Stefansthurm und den Kahlenberg und Abends sahen sie mit Entsetzen in der Richtung des Schlachtfeldes aufsteigende „Feuersäulen“ von brennenden Häusern und hörten vereinzelt dumpf nachhallende Kanonenschüsse. Noch wusste man nichts Bestimmtes über den Erfolg des Tages und vernahm nur, dass sich beide Heere gegenüberstünden. Sonntag Nachts erfuhr man, dass die hochangeschwollene Donau mit brennenden Schiffen in der Richtung gegen die „Lobau“ angefüllt sei, und am 22. Mai (Pfingstmontag), dass die Zuzüge der Franzosen am Schlachtfelde unterbrochen wären, weil es Erzherzog Carl gelungen sei, die Brücken der Franzosen in der Lobau zu zerstören. Schon am frühen Morgen des 22. Mai (Pfingstmontag) begannen die Strassen sich mit langen Zügen von Verwundeten zu füllen. Ein herzerreissend jammervolles Bild des Krieges entrollte sich den Blicken; es ertönte wieder Kanonendonner und das Kriegsgetümmel erneuerte sich stärker als Tags zuvor und den ganzen Vormittag über sahen die Wiener auf dem Wege aus der Leopoldstadt in die Stadt beim Stefansplatz vorbei durch die Kärntnerstrasse hinab die Reihen jener gefürchteten geharnischten eisernen Reiter in die Schlacht ziehen, auf welche Napoleon bekanntlich seine letzte Hoffnung setzte. Am Stefansplatz machten

sie kurze Rast und die Wiener hatten hier Gelegenheit und Musse, jene furchtbaren eisernen Reiter oder „die schwarzen Männer“ (wie sie dieselben nannten) näher anzusehen. Sie waren die ausgesuchtesten Soldaten des französischen Heeres, eine wahre „Elitetruppe“, und ihre schweren schwarzen Pferde, die schwarzen eisernen Kürasse, die langen dunklen Rossschweife (die von den schwarz lackirten Eisenhelmen weit hinabhingen) verliehen den Reitern ein düsteres, unheimlich geisterhaftes Aussehen. Schweigend, in tiefer Stille zogen sie langsamen Schrittes über den Stefansplatz, die Kärntnerstrasse entlang zum Kärntnerthor hinaus. Nur noch das Wiehern und den dumpfen Nachhall der Huftritte hörte man, als sie längst schon dem Auge entschwunden. Noch am selben Abend wusste man, dass die Franzosen auf der Lobau zurückgedrängt seien und Erzherzog Carl einen blutigen, aber glänzenden Sieg über den bisher unbesiegbaren Napoleon erfochten, einen Sieg, der in der Kriegsgeschichte Oesterreichs als einer seiner glänzendsten, nie erlöschenden Sterne fortleuchten wird. Aber wie verwunderten sich die Wiener, als sie schon Abends vernahmen, dass jene kriegsbewährten eisernen Männer, die sie am Stefansplatz so sehr bewunderten und so sehr fürchteten, in den Wellen der Donau ihr nasses Grab gefunden, und dass von diesen allen auch nicht ein einziger mehr am Leben übrig geblieben.

Die Tage, die jetzt der Schlacht von Aspern folgten, benützten die Wiener fast zu nichts Anderem als zur Pflege der Verwundeten. Der Ruf ihrer Mildthätigkeit und des edlen Mitgeföhles für fremde Leiden, Züge, die den Wienern zu allen Zeiten eigen waren, bewährten sich auch diesmal aufs Glänzendste. In allen Privatwohnungen wurden Verwundete untergebracht, und die den Stefansplatz umgebenden Häuser waren ganz besonders solche, die sich an diesem mildthätigen Werke hervorthaten.

Bei dieser Gelegenheit will ich die Leser mit den einzelnen Häusern dieses Platzes näher bekannt machen.

Eines der historisch wichtigsten ist hier

das fürsterzbischöfliche Palais in der Bischof-, heutigen Rothenthurmstrasse Nr. 869 (neu Nr. 2).

Hier stand einst der durch mehrere Feuersbrünste fast gänzlich verödete alte „Pfarrhof“, den der Pfarrer Eberhard wieder neu herstellen liess, wie dies eine Urkunde vom Jahre 1267 unzweifelhaft nachweist. Bei Errichtung der „Probstei“ wurde dieses Gebäude „Probsthof“ genannt und dürfte schon damals einen beträchtlichen Flächenraum eingenommen haben, denn hier versammelten sich 1458 die Wiener Bürger, um dem Kaiser Friedrich IV. und seinen Brüdern den Eid der Treue zu leisten, im Jahre 1458 die „ungarischen Magnaten“ und 1458 die österreichischen Landstände, um ihre Berathungen abzuhalten. Im Jahre 1490 diente der Probsthof sogar dem Kaiser Maximilian I. und im Jahre 1515 dem König Ladislaus von Polen längere Zeit zur Wohnung. Als später die Probstei im Jahre 1471 zum „Bisthum“ erhoben wurde, nahm der neue Bischof mit den Curatoren von diesem Hause Besitz, welches fortan „Bischofshof“ genannt wurde. Aber es scheint derselbe kaum der Würde einer bischöflichen Residenz entsprochen zu haben, da schon der Bischof **Caspar Neubeck** (1579) an die Vergrößerung und Verschönerung dachte und auch wirklich einen Theil des heutigen erzbischöflichen Palais herzustellen begann. Die folgenden Bischöfe fuhren mit den Zubauten und Erweiterungen fort, wobei auch der Stadtrath im Jahre 1616 jenes Haus in der Wollzeile „zum schönen Thore“ genannt der Geistlichkeit zum Geschenke machte und ebenso auch Kaiser Ferdinand II. hunderttausend Reichsthaler zur Verbauung des an der Ecke gegen die heutige Wollzeile gestandenen alten „Stadt-Wehrthurms“ (wie wir selben in **Figur 24** sehen) widmete. Bischof **Anton Wolfrath** begann (1638) und sein Nachfolger **Philipp Graf Brenner** vollendete 1641 das stattliche Gebäude des Bischofshofes. Im Jahre 1728 jedoch wurde es von dem nachmaligen ersten Erzbischof **Sigismund Grafen Kollonitz** bedeutend verschönert

und in seiner jetzigen Gestalt hergestellt, wie wir sie noch heute sehen, so dass dieses Gebäude als fürsterzbischöfliche Residenz das ehrwürdige Alter von 162 Jahren aufzuweisen vermag.¹⁾

Das vis-à-vis stehende Haus, genannt:

Das Haus „zum Primas von Ungarn“ Nr. 632 (neu Rothenthurmstrasse Nr. 1)

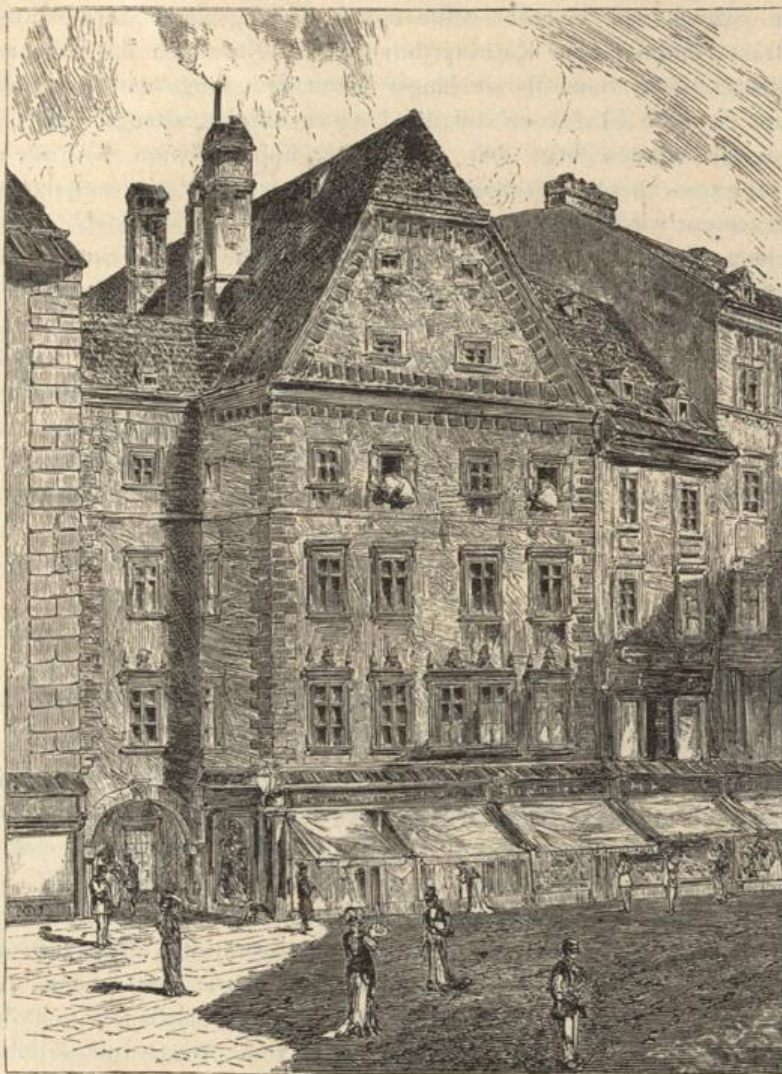


Fig. 34.

Das Haus „zum Primas von Ungarn“.

zählt gleichfalls zu den ältesten, noch vor wenigen Monaten bestandenen Häusern der Stadt, und wir ehren sein Andenken, indem wir sein Bild in **Figur 34** uns in's Gedächtniss rufen.

Sein Ursprung reicht bis in das XIV. Jahrhundert zurück. Von diesem Hause führte noch vor mehreren Jahren ein zu dem „Brandstätte-Haus“ reichender „Schwiebbogen“,²⁾ der den Eingang auf die ehemalige „Brandstätte“ bildete. Er war mit dem Wappen der Stadt geziert und befand sich einige Klafter oberhalb der heutigen „Brandstättengasse“. Auf dem Platze, wo das Haus „zum Primas von Ungarn“ stand, wird gegenwärtig an einem Neubau rüstig gearbeitet und binnen kurzer Zeit wird der den Brüdern Thonet gehörige Prachtbau eine neue Zierde des Stefansplatzes bilden. Erwähnenswerth ist auch, dass in diesem Hause durch eine lange Reihe von Jahren das rühmlichst bekannte Modegeschäft „zum schwarzen Berg“ bestand, wie aus dem Bilde ersichtlich ist.

¹⁾ Das Andenken an den Erbauer ist durch eine im Hofe über dem Brunnen angebrachte und noch heute bestehende Inschrift erhalten. Vide Fischer's Brev. not. Vindob. IV, pag. 141 und Schlager's alterthümliche Ueberlieferungen pag. 49—53. Auch befand sich in diesem Gebäude von Alters her eine kleine Capelle, Leopold von Sachsenburg, der letzte Pfarrer von St. Stefan, widmete sie den heiligen Märtyrern der zehntausend Ritter und stiftete hier eine ewige Messe. Bischof Anton Wolfrath vergrösserte dieselbe 1638 in ihre heutige Gestalt, wie wir sie in Figur 21 sehen, und widmete sie dem Andenken der beiden Heiligen Andreas und Achatius, daher sie noch heute „Andreas- und Achatius-Capelle“ genannt wird, auch liess er eine Inschrift in Stein hauen, die noch gegenwärtig ober der Thür rückwärts im Hofgange sich befindet und lautet: „Sacellum Divis Andreae Apostolo et Achatio Sociisque Martyribus jam olim hic Tutelaribus erectum A. D. D. MDCXXXVIII.“

²⁾ Der Ausdruck: „Schwiebbogen“ ist ein sehr altes hochdeutsches Wort und ersetzt seit dem XV. Jahr-

Das Primashaus reichte mit seiner Seitenfront in die heutige „Brandstättegasse“ hinein und bildete einen schreienden Contrast mit jenen stattlichen „Zinsburgen“, die ihn jetzt umgeben. Wie ein altes verwünschtes „Zauberschloss“ stand es da neben seiner neuen Umgebung, zu der es gar nicht passte, wie im Traume vergessen und versunken. Das hohe Giebeldach, die niederen mit kleinen eisernen Schräggittern versehenen Fenster, das halbrunde Thürmchen am Dachboden, die schmale, finstere, steil aufsteigende Treppe, die Stuckatur der Decke und vieles Andere, das wir an obigem Bilde sehen, machte das Ganze zu einer verwitterten Häusermumie, wie wir nur noch wenige mehr desgleichen in der Stadt besitzen und die uns deshalb doppelt ehrwürdig erscheinen müssen.

Aber das Merkwürdigste an dem Hause war jene alte am ersten Stock in die Mauer eingefügte viereckige Tafel, „Die Moerung“ genannt, die wohl zu den ältesten „Wahrzeichen“ der Stadt gehörte und die ich hier in **Figur 35** in getreuer Abbildung den Lesern zur Anschauung bringe. Die Inschrift lautete: „Anno domini MCCCLXXXVII Jar die Moerug gemacht ist.“¹⁾



Fig. 35. Die Moerung.

Aber auch hinsichtlich seiner Eigenthümer (die grösstentheils den Wiener Rathsherren-Geschlechtern entsprossen) ist dieses Haus ganz besonders merkwürdig. So z. B. zeigen die Aufschreibungen des alten Stadtgrundbuches, dass die ältesten bekannten Besitzer **Hans Mill** und **Ulrich Herwat** waren. Nach ihnen ging der Besitz auf eine Reihe von Eigenthümern über, von denen besonders mehrere nennenswerth sind.²⁾

Die alte Brandstätte

gehörte zu den **Arplägen** Wiens und hatte ihren Namen von den grossen Feuersbrünsten aus dem Jahre 1276, die eine „Brandstätte“ zurückliessen, welche längere Zeit hindurch unverbaut und offen blieb. Der Platz war in Folge dessen so geräumig, dass zu Faschingszeiten alljährlich

hundert den Ausdruck für „Schwebbogen“ und wird von dem althochdeutschen „*swipogo*“, mittelhochdeutsch „*swiboge*“, von schweben, suepen, sweben hergeleitet. Vide: Schneller 3, 523, Lexer's Kärntnerisches Wörterbuch 228 und Mittelhochdeutsches Handlexicon 2—1370.

¹⁾ Dieses Wahrzeichen wurde verschiedentlich ausgelegt, doch kommen die Meisten darin überein, dass diese Gedenktafel als „Erinnerung“ errichtet wurde, dass hier ein Kanal (Moerung) gegraben und an diesem Hause vorbeigeführt worden sei.

²⁾ So z. B. erscheinen im Stadtgrundbuche vergewährt: im Jahre 1511 **Lorenz Edler von Saurer**, kaiserl. Rath und Vicedom in Niederösterreich, dann der Agramer Bürger **Vas**, der den Besitz seiner Gattin Apollonia (geb. **Lepningerin** aus altkärntnerischem Adel) hinterliess, ferner **Max Bed von Leopoldsdorf**, Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand, Rath, Kämmerer und Procurator, welcher durch seine Heirat mit dieser Witwe (Apollonia) an die Gewähr kam und das Haus im Jahre 1523 wieder veräusserte; eben so **Doctor Johann Pilhamer**, kaiserl. Rath und Leibarzt, Bürgermeister (in den Jahren 1534 und 1535), der es 1546 wieder weiter an **Georg Peel** verkaufte, welcher letzterer es an seine Muhme Anna **Schennthberlin** (deren Familie zu den alten wappenberechtigten Bürgergeschlechtern Wiens gehörte) testirte. Von den späteren Besitzern hebe ich besonders hervor: zwei Rathsfamilien, nämlich „**Wigand**“ und „**Soty**“. **Georg Wigand** war äusserer Rath und Handelsmann, erscheint 1658 als Käufer, und hinterliess das Haus seiner Tochter Anna Katharina (Gemählin des kaiserl. Reichsraths-Kanzlisten **Christoph Tittel von Tittenberg**), von der es an ihre Tochter Anna Maria, verheiratete „**Soty**“ kam. Diese **Soty** sind ein ursprünglich ungarisches, später in Wien wohlbegütertes Geschlecht aus Veszprim. Ein **Soty** wurde schon unter Kaiser Carl V. und Rudolf II. geadelt, von Ferdinand II. in den ungarischen Ritterstand erhoben und zum Bürgermeister von Wien erwählt. **Daniel Soty**, von 1688 bis 1691 thätig, und **Jakob Soty**, kaiserl. Leibarzt, wurden 1714 in den Ritterstand des heilig-römischen Reiches erhoben. Letzterer zeichnete sich ganz besonders während der Pest im Jahre 1679 durch hingebende Aufopferung aus. Im Anfange des XVI. Jahrhunderts hatten die renommirten **Buchhändler und Drucker Lucas und Linhart Alternj** im Erdgeschoße einen ansehnlichen „**Bücherladen**“. Noch vor einem Jahre gehörte das Haus der hochbetagten Frau „**Ludovica Saal**“, deren Pietät wir allein es zu verdanken haben, dass die alten Steinmauern gleichsam als kostbare Reliquie uns bisher erhalten blieben. Nun aber nach ihrem (voriges Jahr) erfolgten Tode wurde das Haus von den Gebrüdern **Thonet** angekauft, niedergerissen und durch ein prachtvolles modernes Zinshaus ersetzt.

„Bürgerturniere“ und sogenannte „Bürgerstechen“ abgehalten wurden (und noch vor 10 Jahren hier im inneren Hofe eine „Gedenttafel“ davon Kunde gab). Sie hatten den Zweck, die jungen Bürgersöhne in ritterlichen Gewohnheiten, im „Reiten“ und „Fechten“ zu üben. Das Fest, sowie die Vertheilung der „Siegespreise“ (deren Auslagen der Stadtrath bestritt) wurden in Gegenwart der Stadträthe und des Bürgermeisters in Vollzug gesetzt.¹⁾

Bis zum Jahre 1560 blieb die Brandstätte noch unverbaut, erst durch den „Vorbau“ des Hauses Nr. 628 (mit der Front gegen den Stefansplatz) und den „Zubau“ noch zweier anderer rückwärtiger Häuser war nun die Brandstätte vollkommen geschlossen und bildete so eine Art inneren Hofraum, dessen Zugang vom Stefansplatz aus durch zwei Thore rechts und links vermittelt wurde (wie wir dies noch vor 10 Jahren sahen). Nur standen diese beiden Thore oben „frei“ und „unbedeckt“, die Mauerüberwölbungen oder „Schwiebbögen“ kamen erst im Jahre 1560 hinzu.²⁾

Interessant ist die Bemerkung, dass noch im XV. und XVI. Jahrhunderte hier auf der Brandstätte das „Städtische Wechselamt“ bestand, eine Anstalt, die damals sehr nothwendig war, weil bei der schlechten Münzprägung die Landesmünzen alljährlich ausgewechselt, d. i. die alten gegen neugeprägte ausgetauscht werden mussten; hier wurden auch „Holzwaaren“ verkauft, und befand sich daselbst stets ein grosses Lager von „Binderholz“.

Schon Schmelzel sagt in seinem Gedicht „Wiener Lobspruch“:

„Ich ging hinaus auf die Brandstatt,
Da findet sich mancherlei Hausrath
Um ziemlich Geld für alle Tag,
Wer sie bedarf und nur vermag.“

Im XVIII. Jahrhundert war der Platz mit „Verkaufsläden“ ringsum besetzt und nach dem *Gewerbefchema* vom Jahre 1787 befanden sich hier zu Josef II. Zeiten fünf Kammacher, Bürstenmacher und Händler mit Gänsen und Schweinen. Der Hofraum der Brandstätte war noch vor seiner Demolirung, also noch vor 10 Jahren, von sieben Häusern begrenzt. Die Seite gegen den Stefansplatz zu nahm die Hauptfront ein. Ihr zunächst gegen die linke Flanke stand das Haus Nr. 629 zum „goldenen Stern“, wo sich im Jahre 1700 ein Schenk- und Gasthaus „zum grossen Christof“ befand. Hier machte sich im Jahre 1775 bis 1795 Anton Salveter und später Philipp Geringer bis 1828 und nach ihm Franz Köck als Gastwirth einen Namen und bedeutendes Vermögen. Ehemals stand auch hier das berühmte Bierhaus der Eder'schen Erben zur „weisen Bärste“. Dann im rückwärtigen Theil der Brandstätte der „Gundelhof“, der seinen Namen 1490 von seinem Besitzer, einem reichen Bürger, Georg Gundlach aus Tirol, erhielt. Es befand sich auch hier ein uraltes Wandgemälde in der Mauer eingefügt, welches den Kampf des heiligen Georg mit dem Lindwurm versinnlichte. Alle diese Häuser wurden wie gesagt vor 10 Jahren gänzlich niedergerissen und an ihre Stelle acht palastartige Zinshäuser von grossem Umfange und noch grösserer Prachtentfaltung gesetzt, so dass der Platz der ehemaligen Brandstätte heute vollkommen verbaut erscheint, und würde nicht

¹⁾ Mit der Verbauung und Verengerung dieses Platzes hörte auch das „Bürgerstechen“ auf und aus den Stadtrechnungen vom Jahre 1444 entnehmen wir, dass in diesem Jahre das letzte „Bürgerturnier“ hier stattfand, während die adeligen Turniere sich noch lange in das XV. Jahrhundert hinein erhielten und auf der sogenannten „Kampfluden“ vor der „Burg“ oder am neuen Markt (Mehlmarkt genannt) und nach Wegräumung des alten „Lillierhofes“ auf dem erweiterten Burgplatze abgehalten wurden.

²⁾ Die Familie Bauernfeind war seit alten Zeiten im Besitze der Brandstätte und schon 1455 wird in den Grundbüchern eines Philipp Bauernfeind als *Castellan* bei St. Stefan erwähnt. Doch ist sie keinesfalls ununterbrochen im Besitze geblieben, weil im Jahre 1684 die Brandstätte als „Eigenthum der gemeinen Stadt Wien gehörig“ in den Grundbüchern verzeichnet erscheint. Später kam diese Familie aber wieder an die Gewähr zurück, deren Erben sich noch bis zum Jahre 1830 im Besitze erhielten und die (wie auch Bergenstamm die Vermuthung ausspricht) von dem bekannten lustigen Rathe Herzog Otto's, Namens „Heilhart Suchs“, dem „Bauernfeinde“, abstammen dürften.

zufällig im Rücken des Rothberger'schen Hauses 627 (neu 9) jenseits der Jasomirgottgasse gegen den Bauernmarkt zu ein kleiner Theil dieser Brandstätte als schauerliche Ruine mit allerlei Schutt und Gerumpel übrig geblieben sein, man würde kaum mehr die leiseste Spur dieses ehemaligen Platzes zu entdecken vermögen. An der vierten Seite der Brandstätte befand sich das Haus Nr. 631 mit dem Schilde zur „*Eide*“. Es war eines der beliebtesten alten Bierhäuser der Stadt, das in jüngster Zeit zu einer kleinen Weinstube zusammenschumpfte. Im Jahre 1775 war es das Bierhaus des Johann Steinwander und seit 1822 das Wanner'sche genannt, dessen sich die alten Wiener gewiss noch mit Vergnügen ob seiner angenehmen Laubengänge und Veranden, ob seines köstlichen Halleiner Bieres erinnern werden.

Gegenwärtig sind alle diese neuen Bauten durch zwei schmale Gässchen begrenzt, wovon das eine „Brandstättegasse“ und das andere „Jasomirgottgasse“ genannt wird, und beide den Stefansplatz mit dem Bauernmarkt verbinden, so dass sich zwischen diesen zwei Gassen der neue Prachtbau erhebt, der aus zwei grossen Zinshäusern besteht (mit der Orientirungsnummer 8 und 8 A in eine Front zusammengebaut) und beide Häuser scheinbar das Aussehen eines Gebäudes haben.

Das Bauernfeind'sche Haus oder Brandstätte-Haus Nr. 628 (neu Stefansplatz 8)

hat seinen Namen von der Familie „*Bauernfeind*“, ein uraltes wappenberechtigtes Wiener Bürgergeschlecht, dessen Erben das Haus noch im Jahre 1830 besassen. Früher stand hier ein zweistöckiges Haus mit vielen kleinen niederen Fenstern, welches bereits im Jahre 1560 von *Balthasar Puchler, Steinmetz* und *gemeiner Stadt Wien Werkmeister* auf Befehl des Bürgermeisters und der Stadträthe ausgeführt und im Jahre 1568 in jene Gestalt umgewandelt wurde, wie wir es im Hintergrunde des Bildes *sub Fig. 22* und *26* noch ziemlich deutlich wahrnehmen können. Bemerkenswerth ist, dass bei dem „Bombardement“ während der zweiten französischen Invasion im Jahre 1809 die Frontseite des Hauses gegen den Stefansplatz in Brand gerieth und ein Theil der Mauern und das Dach gänzlich eingeäschert wurden. Die hierdurch nothwendig gewordenen Restaurierungsarbeiten stellten das Haus wieder her, wie wir es Alle noch bis vor acht Jahren kannten. Heute aber erfreut sich unser Auge hier eines imposanten Prachtbaues, der durch die geschmackvolle und harmonische Anordnung seiner Theile, überhaupt durch seine schönen architektonischen Verhältnisse sich vortheilhaft auszeichnet. Das in seinen unteren Räumen gelegene elegante Café „*Europa*“ ist insoferne bemerkenswerth, als es seit dem Jahre 1848 grösstentheils der Vereinigungspunkt der Fremden geworden, welchen Charakter es im Wesentlichen noch jetzt beibehalten hat.¹⁾

Das Rothberger'sche Haus Nr. 627 (neu Stefansplatz 9)

besteht noch heute in derselben Gestalt, wie wir es im Bilde *sub Figur 22* wahrnehmen. Die grosse dreistöckige Rondelle, das hohe Doppeldach, die Fenstereintheilung der Hauptfront, sowie die kleinen Bodenfensterchen, sie alle sind bis zur Stunde nach Zahl und Form dieselben.²⁾

¹⁾ Seit den ältesten Zeiten befindet sich die Familie „*Bauernfeind*“ hier grundsesshaft und schon im Jahre 1450 kommt ein *Philipp „Bauernfeind“* als „*Caplan bei St. Stefan*“ hier vor, und noch bis in das Jahr 1830 erscheinen die *Bauernfeind'schen Erben* grundbücherlich vergewährt. Nach ihrem Aussterben kam *Johann Machio* und hierauf mehrere Miteigenthümer in den Besitz und zuletzt die Wiener Baugesellschaft und der Bauverein, welche das Haus durch den Architekten *Frankl* und Baumeister *Ollbrich* und *Dehm* im Jahre 1874 neu erbauen liessen. Gegenwärtig wird das Haus durch zwei neue Gassen (Brandstätte- und Jasomirgottgasse) eingeschlossen und besteht aus zwei gleichen Haushälften, wovon die eine mehr gegen die Rothenthurmstrasse zugekehrte Nr. 8 (oder Brandstätte Nr. 1) der „*Ersten österr. priv. Sparcasse*“ gehört und die andere gegen den Stock-im-Eisen zugekehrte Nr. 8a (oder Jasomirgottgasse Nr. 2) dem Pensionsfonde der Südbahngesellschaft eigen ist.

²⁾ Nach den Grundbüchern des Magistrates erscheinen als Hausbesitzer: im Jahre 1684 *Michael von Olbern*, 1700 *Franz von Olbern*, kaiserl. Hof-Kammerrath, 1775 *Johann Ohmayer*, 1788 dessen Erben, 1822 *Johann* und *Josef Kraus*, 1828 *Johann Ohmayer's Erben*, 1833 *Josef Kraus* und zuletzt *Jakob Rothberger*.

Das Kranner'sche Haus Nr. 626 (neu Stefansplatz 10)

dürfte für Musikliebhaber ganz besonders bemerkenswerth sein, weil hier durch längere Zeit der einst den Wienern so theure Kirchen- und Operncomponist Johann Schenk¹⁾ wohnte und seinen vortrefflichen „Dorfbarbier“ schrieb, wohl das gelungenste, lustigste Singspiel seiner Zeit, das ihn noch lange überlebte und noch heute auf allen deutschen Bühnen am Repertoire steht. Die heiteren Wiener begrüßten diese Operette gleich bei der ersten Aufführung mit lebhaftem Beifall. Alles sang auf der Strasse die melodischen, leicht fließenden Arien, wie man z. B. vierzig Jahre später den „Jungfernkranz“ aus „Freischütz“ trillerte.

Schenk, der als Vorläufer der späteren „Opera buffa“ betrachtet werden kann, war alsbald ein Liebling der Wiener, weil seine melodiose Musik ihrem Temperamente am besten zusagte. Auch Kaiser Josef, ein Freund dieses heiteren Genres, unterstützte ihn heimlich. Seine Musik war gut und gründlich gearbeitet und man sah es dem Meister an, dass er es mit seiner Kunst ernst meinte und es sich in contrapunktistischer Hinsicht nicht allzuleicht gemacht habe.²⁾

Das Haus „zum goldenen Löwen“ oder Arthaber'sche Haus Nr. 595 (neu Stefansplatz 11)

leitet seine Benennung von dem gleichnamigen Schilde her, welches der Apotheker Ferdinand Mori seit dem Jahre 1700 über seinem Geschäfte hängen hatte. Ueberhaupt scheint seit den ältesten Zeiten hier eine Apotheke gestanden zu haben, denn im Stadtgrundbuche vom Jahre 1409 heisst es schon: „Gegen St. Stefans Domkirche über so des Meisters Lucas von Venedig Apotheker gewesen ist.“ Auch übersiedelte der Apotheker Franz Edler von Maficioli um das Jahr 1780 (im Baldauf'schen Hause Nr. 875 am Stock-im-Eisenplatz) mit seinem Geschäfte hierher, wo die Apotheke bald wieder einging, aber das Schild „zum goldenen Löwen“ hier beliess, wie es noch in Fig. 23 abgebildet erscheint.³⁾

Das Quarienthaus „zur rothen Rose“ Nr. 625 (neu Stock-im-Eisen 7).

Es wurde seit 1700 wegen seines grossen Schildes (wie wir es in Figur 23 sehen) zur „rothen Rose“ genannt und bildete eine Ecke in die Goldschmiedgasse. Es gehörte damals dem Regimentsrath Anton Edlen von Quarient, der so wie seine ganze Familie durch sein Vermögen, reichen Grundbesitz und Geistesbildung zu den angesehensten und einflussreichsten Honoratioren der Stadt gehörte. Der Gartengrund und das Gebäude, worauf jetzt die Kirche und das Kloster

¹⁾ Johann Schenk, in Wiener-Neustadt 1761 geboren, studirte in Wien Musik. Er versuchte sich frühzeitig im Componiren, doch sagte ihm die „Liedform“ und „Kirchenmusik“ am besten zu und nachdem er sich durch mehrere Kirchencompositionen vorthellhaft bemerkbar machte, debutirte er 1785 mit der Operette „Die Weinlese“, die im hiesigen Kärntnertheater beifällig aufgenommen und gleich populär wurde. Nun folgten rasch mehrere grössere Opernwerke und Singspiele, die wir aber nur noch mehr dem Namen nach kennen: „Die Weihnacht auf dem Lande“, „Im Finstern ist nicht gut tapfen“, „Das unterbrochene Seefest“, „Der Erntekranz“, „Achmet und Almanzine“, „Die Jagd“ und vor Allem „Der Dorfbarbier“, der in gewisser Hinsicht noch heute als Muster dieser Musikgattung dienen könnte. Er starb hier am 29. December 1836, allgemein geliebt und betrauert.

²⁾ Die ältesten nachweislichen Eigenthümer waren: 1684 Josef Pezollo, 1700 Josef Pezollo, des äusseren Rathes Wohnhaus, 1775 Josef Stadlbauer, 1783 Katharine Stadlbauer, 1795 Jacob Passy, 1822 Michael Walzer und Anna Huber, zuletzt die Familie Kranner, die es noch gegenwärtig besitzt.

³⁾ Dieses Haus gehörte im Jahre 1770 der Frau Marianne von Schick, welche es erst im Jahre 1800 an Josef Arthaber verkaufte, worauf es dann an Rudolf Edlen von Arthaber kam, dessen Familie es noch heute besitzt. In den „kurzlebenswürdigen Erinnerungen vom Jahre 1702“ wird das Arthaber'sche Haus mit dem Schild „zum goldenen Löwen“ bezeichnet und das Commercialschema von 1780 nennt den Apotheker Franz Edler von Maficioli als hier im Hause befindlichen Apotheker. Als seltene Ausnahme von dem häufigen Wechseln der Gewölbeschilder müssen hier zwei Firmen genannt werden, die seit beinahe 200 Jahren weder Ort noch Namen geändert haben, es sind das je zwei Gewölbe auf der linken Seite des Arthaber'schen Hauses; die Gold- und Silberspinnerei „zum guten Birten“ und die Handlung „zum Benedictuspfeffer“. Heute bereits verschwunden.

der Salesianerinnen am Rennweg stehen, gehörte seiner Familie, welche ausserdem noch mehrere Landgüter und Stadthäuser besass.

Nach dem Aussterben derselben ging der Besitz in rascher Nacheinanderfolge auf mehrere Eigenthümer über.¹⁾

Das Zieglerhaus „zur blauen Flasche“ Nr. 624 (neu Stock-im-Eisenplatz 6)

erhielt sein Schild im Jahre 1700 „zur blauen Flasche“, was schon deshalb historisch merkwürdig ist, weil sich im ersten Stocke eine Art „Speiseanstalt“ befand, wo beiläufig dritthalbtausend Menschen per Tag abgespeist wurden, mit dem das Schild in Verbindung zu bringen ist. Die unendliche Billigkeit der Speisen lockte natürlich die Gäste herbei. Für acht Kreuzer bekam man (so erzählten damalige Zeitgenossen) vier Speisen, so gross, dass sie den Teller bedeckten. Freilich war der Teller nur von „Zinn“ und wurde das Wasser in einem „zinnernen Becher“ an einer langen Eisenkette gemeinschaftlich herumgereicht. Wer zehn Kreuzer zahlte, speiste in besonderen Zimmern, erhielt feineres Tischzeug und Trinkglas. In demselben Hause, aber im rückwärtigen Tracte ebener Erde befand sich der berühmte Kaffeeschank Kolschitzky's, indem er von seinem Hause (Domgasse Nr. 3) hierher übersiedelte, da ihm das vom Magistrate für seine aufopfernden Dienstleistungen geschenkte Haus zu klein war. Es kann also diese Schankstube als das eigentliche „erste Wiener Kaffeehaus“ und Kolschitzky als der Schöpfer und Begründer jener heute so ausgebreiteten Kaffeehausbranche bezeichnet werden.

Doch muss ich gleich hier erwähnen, dass den Wienern dies fremde Getränk anfänglich gar nicht mundete, denn Kolschitzky credenzte es in der ersten Zeit ohne Milch und Zucker, blos mit dem im Mörser gestossenen Satze, wie er es bei den Türken gelernt und wie es bei ihnen noch heute im Brauch ist. Erst nach zwei Jahren machte er mit seinem Ausschank gute Geschäfte, als er dem Kaffee nebst viel Zucker auch gute Milch zusetzte. Ihm zu Ehren gilt noch immer in Wien die Sitte, dass das wohlgetroffene Originalporträt Kolschitzky's für ewige Zeiten im Besitze der Kaffeesieder-Genossenschaft und von dem jedesmaligen Vorstande aufbewahrt bleibe. Anfangs ging es mit der Vermehrung der Kaffeehäuser nur langsam vorwärts, denn im Jahre 1700 gab es deren nur vier in Wien und im Jahre 1747 erst elf Kaffeeengeschäfte. Im Jahre 1819 sammt Vorstädten 150, von denen nur 25 auf die innere Stadt entfielen. Erst im Jahre 1829 finden sich urkundlich in der inneren Stadt 31 grössere Kaffeehäuser vor, von denen merkwürdiger Weise nur zwei Firmen seit 50 Jahren am selben Platze und unter demselben Namen sich erhalten haben; es ist dies das Café Nicola im Färbergässchen und das bis noch vor Kurzem bestandene Café Leibenfrost am neuen Markt.²⁾

¹⁾ Im Jahre 1775 besass dieses Haus Frau Magdalena von Doppelhofen, 1798 deren Erben, 1797 Johann Nepomuk Wildauer, welcher dieses Haus im selben Jahre von Grund aus neu erbauen liess (wie wir es noch in Figur 23 sehen) und wodurch die Goldschmiedgasse etwas erweitert wurde, 1820 Johann Ignaz Heiss und Ignaz Rudolf Edler von Bischof.

²⁾ Unter dem etwas sonderbaren Titel: „Allgemeines Kaffeebüchlein, ein Taschenbuch für Freunde und Feinde. Widersacher und Gegner des Kaffees“ erschien in Wien im Jahre 1829 ein kleines Büchlein von O. Farger, der alle Kaffeehausbesitzer namentlich anführt und uns ein zutreffendes Bild von den bescheidenen Zuständen dieser Branche von damals gibt, woraus wir ersehen, dass heute z. B. in einer einzigen Gasse der Stadt mehr Kaffeehäuser sich befinden als früher auf einem einzigen Vorstadtgrund. Aus diesem Büchlein entnehmen wir folgende Kaffeesieder: In der Rothenthurmstrasse Nr. 647 (neu 31) Kaffeesieder Adam; in der unteren Bäckerstrasse Nr. 751 (neu 2) Kaffeesieder Steiner; in der Wollzeile Nr. 774 (neu 9) Kaffeesieder Hohenauer; Singerstrasse nächst der Blutgasse Nr. 849 (neu 9) Kaffeesieder Bogner; Weihburggasse Nr. 907 (neu 5) Rudolf; ebendasselbst das Kaffeehaus des Wasserburger; Himmelfortgasse Nr. 964 (neu 8), heutiges Finanzministerium, Hänisch; am neuen Markt neben der Donnergasse Nr. 1016 (neu 4) Warschmidt; ebendasselbst Nr. 1060 (neu 12) Ecke der Plankengasse Leibenfrost; Kärntnerstrasse Nr. 1019 (neu 49) Weissenberger; Dorotheergasse, an der Ecke vom Graben Nr. 1105 (neu 1) Wolf-

Die übrigen Häuser gehören alle dem Stock-im-Eisenplatz an, welcher seinen Namen von dem alten Wahrzeichen „*zum Stock-im-Eisen*“ ererbte.

Der „Stock-im-Eisen“.

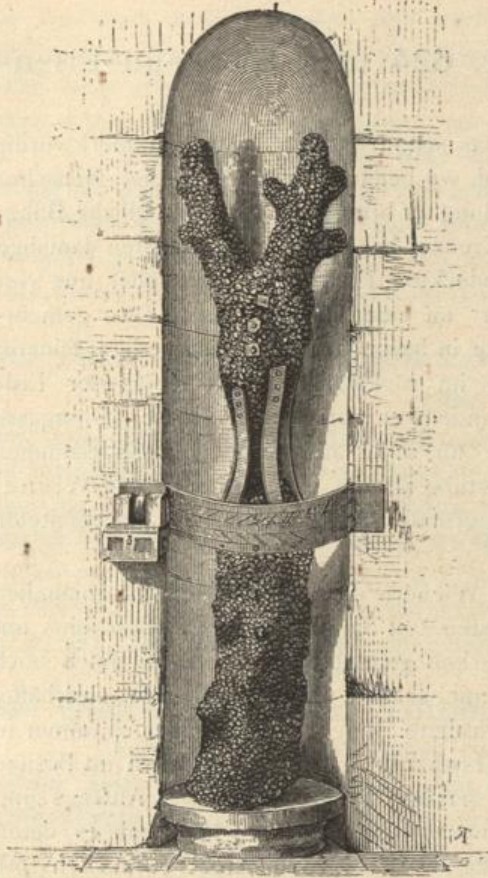


Fig. 36. Stock-im-Eisen.

Dieses ehrwürdige Wahrzeichen zählt zu einem der ältesten der Stadt. Es ist, wie **Fig. 36** zeigt, ein mit Nägeln beschlagener Baumstamm, der letzte Ueberrest aus der ehemals waldigen Umgebung der Stadt und da sich der Wiener Wald bei zunehmender Cultur immer mehr und mehr lichtete, blieb dieser eine letzte Baum als Wahr- und Erinnerungszeichen zurück, der vor Alter ausdorrte und um nicht niederzustürzen, einer Stütze bedurfte. Er wurde mit einem Eisenband umschlossen und war so ein „*Stock im Eisen*“, und jeder von Wien abreisende Schlossergeselle schlug einen Nagel zur Erinnerung in den Stamm, so dass er jetzt von allen Seiten gleich einem eisernen Panzer bedeckt war. Dieses „*Stadtwahrzeichen*“ besteht noch heute an dem Hause Nr. 1080 (neu 3) in einer Nische auf einem Steinsockel und ober demselben in der Mauer war vor 20 Jahren noch der „*Eisenstock*“ *al fresco* abgebildet. Die Mauernische, in welcher der „*Baumstrunk*“ steht, ist von einem Eisenbande umschlossen, das nunmehr verkehrt eingemauert ist und die Jahrzahl 1573 nebst einem Monogramm ein H mit einem Kreuz und angefügten B trägt, wie die Abbildung sub 36 zeigt. An die Entstehung dieser „*Eisenpange*“ und an das angeblich unaufsperrbare „*Schloß*“ knüpft sich eine der herrlichsten Volkssagen Oesterreichs, die, schon mehrfach bearbeitet, noch immer ihres Reizes nicht entbehrt.¹⁾

berger; Graben Nr. 1134 (neu 15) nächst der heutigen Habsburgergasse vormals Taroni, später Schweiger „zum Jüngling“; Josefsplatz Nr. 1155 (neu 5) Corti (Palais Pallavicini); Salzries Nr. 212 an der Marienstiege (neu 25) Burkert; Strauchgasse Nr. 279 (neu 2) Tarnock; Naglergasse Nr. 291 (neu 13) Goldbart; am Judenplatz Nr. 504 (neu 10) Dier; Färbergasse Nr. 334 (neu 8) Nicola; am Bergel, an der Ecke des Rothgassels Nr. 493 (neu 2) Otto (heute Rabenplatz 2 oder Seitenstettengasse 6); am hohen Markt nächst der Judengasse Nr. 512 (neu 9) Friedrich; am Peter neben der Milchgasse Nr. 574 (neu 11) Gehringer; am Bauernmarkt Nr. 588 (neu 4) Lenz; Goldschmiedgasse Nr. 593 (neu 6) Schneider; Graben „zur goldenen Krone“, Ecke in der ehemaligen Schlossergasse Nr. 619 (heute verbaut durch den Aziendahof, Graben 31); Stefansplatz Nr. 628 (neu 8) Berlo.

¹⁾ Diese flebreizende Volkssage, wie sie der fleißige Sammler Tschischka (in Hormayer's Archiv 1823) und in seinen im Jahre 1822 herausgegebenen österreichischen Volksmärchen erzählt, ist folgende: Vor langer Zeit lebte in Wien ein Schlosserjunge, der ein gar lockerer Bursche war. Einst befahl ihm sein Meister vor's Thor zu gehen, um Lehm für's Gewerbe zu holen. Der Bursche fand aber lustige Gesellschaft, und als er endlich die Arbeit vollendete, war bereits das Haus geschlossen. Da er keinen Sperrkreuzer zum Einlass hatte und harte Züchtigung vom Meister fürchtete, wurde ihm ängstlich und er schloss mit dem Teufel, der ihm jetzt in Gestalt eines kleinen rothen Männleins erschien, den Vertrag ab, dass dieser ihm das Sperrgeld geben und ihn überdies zum geschickten Schlosser machen sollte, hingegen, wenn er eines einzigen Sonntags die heilige Messe versäumte, er dann mit Leib und Seele dem Teufel verfallen wäre. Der Bube kam mit der vom Teufel erhaltenen Münze durch's Thor und ward vom Meister freundlichst aufgenommen. Und am andern Tage in der Früh erschien in der Werkstätte das rothe Männlein und bestellte für den alten Baumstamm einen „*Eisenring*“ und ein sehr künstliches Schloss. Weder Meister noch Geselle trauten sich an die Arbeit. Doch der Lehrjunge unternahm und vollendete „*Band*“

Das Haus „zum goldenen Becher“ Nr. 876 (neu Stock-im-Eisenplatz 2)

zählt gleichfalls zu den altmerkwürdigen Häusern der Stadt. Wie **Fig. 37** zeigt, war ober dem Thoreingange in einer Mauernische zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke ein „goldener Becher“ als historisch-interessantes „Wahrzeichen“ angebracht, Erinnernd an jene religiös-fanatische Gräueltat, von der das Haus seinen Namen „zum goldenen Becher“ ableitet.

Am 8. Juni 1549 nämlich drang ein lutherischer Bäckerjunge frech in die Frohnleichnamsp procession, riss dem Priester die Monstranze aus der Hand, warf sie an die Wand dieses Hauses und trat sie mit Füßen, ein Frevel, den der Bursche allerdings durch den Feuertod am „Scheiterhaufen“ büßte. Der Bösewicht hiess Johann Hayn, aus dem Frankenlande gebürtig. Kaiser Ferdinand liess an dem Ort, wo von demselben die Monstranze hingeworfen wurde, eine Denksäule errichten, damit diese Stelle nicht mehr mit einem Fusse betreten würde und daneben zwei Tafeln, eine mit lateinischer, die andere mit deutscher Inschrift, welche die Geschichte des Thäters und seine Strafe der Nachwelt aufbewahren sollte. Die deutsche Inschrift lautete also: **Anno domini 1549 am achten des heiligen Frohnleichnamstag ist durch einen gottlosen Menschen einem Priester in der Proceßion das hochwürdige Sacrament unversehens aus den Händen gerissen und an diesem Orte mit erschrecklicher Gotteslästerung auf das Erdreich geworfen worden, um welche grausame That ihm „Zunge“ und „Hand“ abgehauen, folgendes zu der**



Fig. 37. Das Haus „zum goldenen Becher“.

und „Schloss“ mit Hilfe des Bösen in wenigen Stunden und legte es an die Mauer um den Stamm. Das kleine Männlein nahm sodann den Schlüssel mit sich fort, der Bursche aber wurde durch diese Arbeit frei und trat als Geselle die Wanderschaft an, gar wundervolle Arbeiten verrichtend. Nach Jahr und Tag kehrte er wieder nach Wien zurück. Da hörte er, wie es den hochweisen Rath der Stadt verdriesse, dass ein unbekannter Mann den Schlüssel zu jenem Schlosse mit sich genommen, und wie demjenigen das Meister- und Bürgerrecht versprochen sei, der einen neuen Schlüssel dazu machen würde. Der Geselle ging an's Werk. Damit aber war dem rothen Männlein nicht viel gedient; es setzte sich, wie der Schlosser den Schlüssel schweisste, unsichtbar ins Feuer und verdrehte ihm den Schlüsselbart. Der Geselle aber merkte den Schabernack, schob den Schlüssel mit verkehrtem Bart wieder in den Ofen, so dass der Teufel ihn abermals im Zorne verdrehte und dieser nun richtig stand. Hier-

Richtflatt geschleift und daselbst lebendig verbrennet worden. Dies ist andern zur Warnung diese Gedächtnuß hiehergesetzt.“ Im Laufe der Zeit ging die Denksäule verloren und es blieb zur Erinnerung nur der „Becher“ an diesem Hause übrig. (Vide Geusau's „Geschichte Wiens, IV. Theil, Seite 254 und 255.) Im Laufe der Zeit verwandelte sich die Darstellung der Monstranze in einen „Kelch“ oder Becher, wie wir ihn *sub Figur 38* abgebildet in einer altarartig eingewölbten tiefen Nische aufgestellt sehen. Zwischen dem zweiten und dritten Stockwerke bemerken wir ein interessantes in die Mauer eingelassenes „Wahrzeichen“, den Namen Jesu darstellend in einer altartig reichverzierten Einrahmung. Es war dies ein Zeichen, dessen sich die Jesuiten oder Mitglieder aus der Gesellschaft Jesu (wie sie sich nennen) gleichsam als „Monogramm“ bedienten, wir sehen es *sub Figur 39* abgebildet. Noch bekannter war dies Haus unter dem Namen „zur

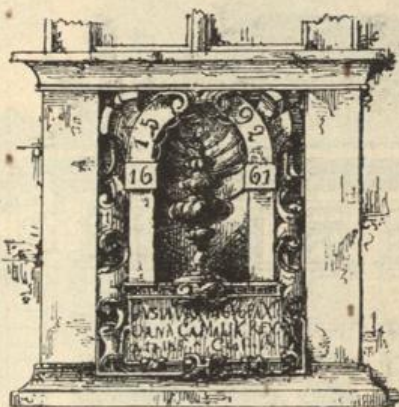


Fig. 38. Der Becher.



Fig. 39. Der Name Jesu.

schönen Wienerin“, von einem Damen-Modegeschäft so genannt, welches hier etablirt war und in seinen Schaufenstern seit 1804 eine Wachsfigur ausgestellt hatte, die, eine elegante, reichgeputzte Dame in Lebensgrösse vorstellend, den neuesten Modegeschmack von Paris plastisch repräsentirte und als Novität durch längere Zeit nicht geringes Aufsehen erregte. Zur Beliebtheit dieses Geschäftes dürfte hauptsächlich die Persönlichkeit der Besitzerin desselben beigetragen haben, es war dies die stadtbekannte Modistin Frau Schoberlechner (die Mutter des nachmals berühmten Hofopernsängers Franz

Schober), die noch in den Vierzigerjahren im hohen Renommée stand. Sie war ein Mannweib von seltener Geistesschärfe, nichts weniger als schön, daher ihr Schild sich nicht als Anspielung auf ihre Person, sondern auf jene lebensgrosse Wachsfigur bezog.

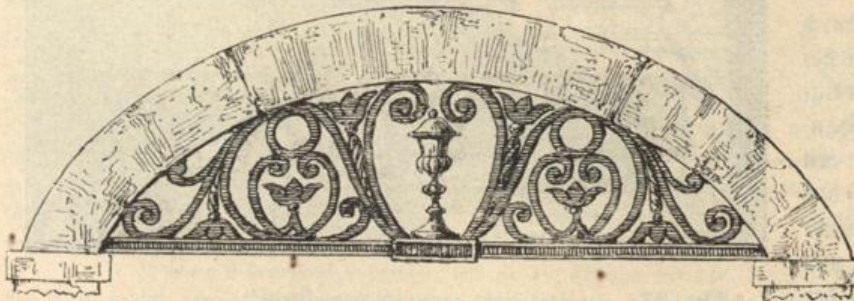


Fig. 40. Das Eisengitter im XVI. Jahrhundert.

auf ging der ganze Rath mit dem Schlosser zum Baumstamm. öffnete das Schloss, ward Bürger und Meister und schlug jauchzend den ersten Nagel in den Stamm und warf den Schlüssel in die Luft, der aber zu Jedermanns Entsetzen nicht wieder herunterfiel. Eine Zeitlang ging Alles gut; der Ruf von des Schlossers Geschicklichkeit stieg immer höher und mit ihm auch sein Einkommen. Er aber hütete sich wohl, eines Sonntags die Messe zu versäumen. Doch der Böse, der seine Beute nicht leicht fahren lässt, verwickelte ihn endlich in sinnliche Neigungen durch wüstes Leben und Kartenspiel, und als er eines Sonntags Morgens mit einer Rotte leichtsinniger Bursche im Keller „zum steinernen Kleeblatt“ Stunde um Stunde verrinnen liess, langte er erst am Stefansfreithof an, als der Priester bereits das *Ite missa est* der letzten Messe (oder Zwölfuhrmesse) gesprochen und wurde von dem zur riesigen Grösse anwachsenden rothen Männlein mit Geheul durch die Luft geführt.

Ober dem Hausthoreingange befand sich ein altes schöngearbeitetes Eisengitter aus dem XVI. Jahrhundert, wie wir es in **Fig. 40** wahrnehmen, ein Kunstwerk der damaligen Schmiedearbeit, das sich durch seine besondere Formschönheit auszeichnete.¹⁾

Das Baldauf'sche Haus „zum goldenen Männlein“ Nr. 875 (neu Stock-im-Eisenplatz 1)

zeichnet sich durch seinen geschmackvollen Baustyl aus. Das schöne Portal, die prächtigen Verzierungen über den Fenstergesimsen, der herrliche Dachaufsatz mit seinen imponirenden grossen Figuren bilden noch heute die Zierde des altherwürdigen Gemäuers. Es war früher ein geistliches Besitzthum, wie es die klösterlichen Gitterfenster in Figur 23 beweisen. Im Jahre 1775 war (laut Grundbuch) der Apotheker Franz Maficioli der Hausbesitzer, der hier seinen Apothekerladen hatte, dem er das Schild „zum goldenen Männlein“ gab, von dem dann das Haus seinen Namen erhielt. Diese Apotheke war damals eine der ältesten und berühmtesten der Stadt und ging im Jahre 1783 auf Anton Edlen v. Maficioli über.²⁾ Später übersiedelte dieselbe in das Arthaber'sche Haus 595, wo sie jedoch wieder einging.

Das Curaten- oder Churpriesterhaus Nr. 874 (neu Stefansplatz 3).

Seit 1740 erhebt sich gegenüber dem ausgebauten Thurm entlang der ganzen Länge des Platzes das neue „Churpriesterhaus“, das seine Existenz der Fürsorge und Munificenz des Cardinals Khlesel verdankt. Denn vornehmlich er war es, der den Gedanken anregte, eine Pflegestätte junger Geistlicher für das Erzbisthum zu gründen und der in liebevoller Weise bereits 1618 zwanzigtausend Gulden zur Stiftung eines Alumnats oder Seminariums und später in seinem Testamente noch weitere zwanzigtausend Gulden widmete. Es wurde festgesetzt, dass zur Bildung für so viele Alumnen für die Erzdiocese in Wien und in Wiener-Neustadt gesorgt werden müsse, als die Zinsen des Capitals es gestatteten.³⁾ Im Jahre 1806 wurde das Haus um einen vierten Stock erhöht und in der Gestalt erweitert, in der wir es noch heute sehen, wie dies auch eine über dem schönen Hauptportale angebrachte Marmortafel besagt: *„Francisco II. Roman. ac Haered. Aust. imp. Regi. Hung. Boh. Galic. Arch. Aust. et Principi. Augustissimo Piissimo quod aucto ecclesiasticorum Tyrorum Numero iis recipiendis nedis has nova contignatione ampliavit atque opportuna supellectili instruxit archipraesul et universum collegium Sacerdotum archidioecesis Viennensis in beneficii tanti memoriam*

¹⁾ Dieses Haus war schon längere Zeit baufällig und es schwebte längst schon das Damoklesschwert der Demolirung über seinem altersgrauen Haupte und es wäre diesem Schicksale auch sicherlich nicht entgangen, wenn es nicht kürzlich (am 13. August 1881) eingestürzt wäre. Eine dort etablirte Theeverkäuferin, die während des Zusammensturzes unter dem Hausthoreingange stand, wurde beim Herabstürzen der Steine nur durch das obenerwähnte Eisengitter gerettet, welches glücklicherweise Widerstand leistete. Dieses Haus gehörte 1700 Franz Xaver Bredl, 1775 Leopold Lengfeld, 1783 dessen Erben, 1787 Josef Lengfeld, 1795 Therese Fladung, 1822 den Fladung'schen Erben.

²⁾ Die ältesten Hausbesitzer waren: 1684 Johann Sattler, Leinbater (Leinwandhändler), 1700 Georg Frei's (niederöstr. Regimentsraths) Erben, 1775 Franz Maficioli, 1783 Anton Edler v. Maficioli, 1806 Melchior Edler v. Baldauf, eine damals in Wien höchst populäre Persönlichkeit, von dem auch das Haus gewöhnlich das Baldauf'sche genannt wurde, später Ritter von Mack's Erben. Die Tochter des Zuckerfabrikanten Mack, nachmalige Gräfin Lažansky und spätere verwitwete Fürstin Vrede, testirte dieses Haus ihrem Sohne aus erster Ehe Namens Leopold Grafen Lažansky in dessen Besitz es sich noch gegenwärtig befindet.

³⁾ Die Kosten zu diesem Neubau wurden vom Kaiser Carl VI., vom Bischof Ernst Graf Kollonitz und wie schon erwähnt vom Cardinal Khlesel bestritten. Vide: Ogesser's „Geschichte der Stefanskirche“ vom Jahre 1779. Seite 330. Das Gebäude wurde erst im Jahre 1742 vollendet und die daselbst befindliche Capelle „Maria Vermählung“ im Jahre 1744 zu Stande gebracht und am 21. November desselben Jahres vom Erzbischof Kollonitz geweiht, das erzbischöfliche Alumnat (Seminar) aber erst im Jahre 1759 errichtet. Gegenwärtig werden jährlich 25 Stellen des Sacularclerus besetzt und befinden sich 96 Alumnen daselbst. Das schöngeschnittene „Frauenbild“ am Seitenaltare mit der Jahrzahl 1470 ist ein Ueberbleibsel der Capelle des alten Curathauses.

posuerunt. XI. Kalend. Junii anno MDCCCVI.“ Von weit grösserer Bedeutung als dieses Curatenhaus sind aber jene beiden althistorischen Häuser, die ehemals an dessen Stelle standen, u. zw. die alte **Bürgerschule** und die **Wiener Baupütte (Steinmehlpüttenhaus)**, erstere an der Ecke der heutigen Churhausgasse, letztere gegen den Stock-im-Eisen, beide in der Mitte durch das „Raubergassel“ getrennt, deren beider Geschichte näher kennen zu lernen gewiss von Interesse sein dürfte.

Die Bürgerschule bei St. Stefan

war die älteste Lehranstalt im Lande, sie ist uns ein theures Vermächtniss altherwürdiger Zeiten und gestattet uns insofern wichtige Einblicke in das Culturleben der Stadt, als sie mit dem Schulwesen derselben seit den ältesten Zeiten im innigsten Zusammenhange stand.

Schon Ferdinand II. setzte die Bürgerschule bei St. Stefan mit Handfeste vom 11. Februar 1237 als erste Lehranstalt ein und unterordnete ihr gleichzeitig die beiden Schulen bei den „Michaelern“ und „Schotten“. Albert I. bestätigte 1296 ihre Freiheiten und erweiterte dieselben noch durch die Verordnung, dass das alte Herkommen der Fürsten von Oesterreich, den jeweiligen Schullehrer zu ernennen, der Stadt überlassen bleibe und dieser Schullehrer als „Rector“ über alle anderen Schulen der Stadt gesetzt bleibe und die anderen Schullehrer zu ernennen habe. Diese Lehranstalt war sonach als „Musterschule“ zu betrachten und erfreute sich des blühendsten Zustandes. Es wurde in ihr lateinische und griechische Sprache und von vier Meistern die freien Künste, Poesie und Rhetorik, Philosophie und Mathematik gelehrt. Kaiser Ferdinand gab ihr 1559 eine fünfclassige Schulordnung, auch Rudolf IV. (obgleich er in der Nähe des Stubenthores eine Universität gründete) bestätigte ihre Freiheiten. So gedieh sie immer mehr und mehr bis zum Jahre 1658.¹⁾ Später aber, als die Jesuiten auf der Universität ähnlichen Unterricht ertheilten und die Jünglinge durch ihre Beliebtheit aus der Bürgerschule an sich zogen, war ihr alter Einfluss vernichtet und sank sie zu einer blossen deutschen Schule herab, umsomehr, als die Jesuiten jetzt auch „Am Hof“ und bei „St. Anna“ Schulen errichteten, 1660 die Ursuliner-Nonnen den Mädchen in der Johannissgasse und vom 16. November 1701 angefangen auch die Piaristen in der Josefstadt Unterricht ertheilten, ja sogar ein gewisser Georg Prandstätter 5000 Gulden schon im Jahre 1572 für eine Mädchenschule widmete, welche zugleich die „erste“ war, die für das weibliche Geschlecht eröffnet wurde. Mit dem Verfall dieser ältesten **Bürgerschule** hielt auch der Verfall der übrigen Schulen in Wien, wie in ganz Oesterreich damals gleichen Schritt. War doch der Keim dieser Degenerirung nicht so sehr in den äusseren misslichen Verhältnissen, als vielmehr in deren eigenem Verschulden gelegen, zu suchen. Ein näherer Blick auf die damaligen Schulverhältnisse dürfte gewiss lohnend sein.

Das alte Schulwesen in Oesterreich.

Wie wir aus den schriftlichen Ueberlieferungen wissen, begann das Schulwesen schon seit Mitte des XVI. Jahrhunderts zu kränkeln. Die aufregenden Religionswirren, die vielen blutigen und langen Kriege verwilderten das Volk. Ueberhaupt war Oesterreich niemals ein besonders günstiger Boden für die Pflege der Wissenschaften. Die erlauchten Personen, die an der Spitze des Staates standen, die Träger der Kronen und ihre Rathgeber, ihre Helfer und Vertrauten hatten kein Interesse an den Wissenschaften. Dieser Vorwurf traf ganz besonders die letzteren. Denn da sie selbst jeder anstrengenden und aufreibenden Geistesarbeit vornehm aus dem Wege gingen und überzeugt waren, dass sie auf diesem Felde keine Triumphe feiern würden, so waren ihnen auch die wissenschaftlichen Leistungen Anderer ganz gleichgiltig, und wenn die

¹⁾ Der Wiener Gemeinderath hat im Jahre 1868 am Churpriesterhaus Nr. 3 eine historische Gedenktafel errichtet, lautend: „Hier stand „die Bürgerschule“ der Gemeinde, die älteste und bis zur Gründung der Universität durch Herzog Rudolf IV. auch die bedeutendste Lehranstalt der Stadt.“

Leistungen der Gelehrten, der Forscher, Schriftsteller und Dichter noch so verdienstvoll waren, so erfuhren dieselben dennoch nie aufmunternde Anerkennung oder Belohnung. Die Rathgeber der Krone pflegten nur kriegerischen und staatsmännischen Verdiensten Anerkennung zu zollen und lenkten, sogar nicht selten, absichtlich die Aufmerksamkeit ihrer Herrscher von wahrhaft verdienstvollen Leistungen der Männer der Wissenschaft ab. Man konnte sich damals also nur Lorbeeren im „Feldlager“ und in der „Rathsstube“, nicht aber auf dem „Katheder“ oder auf der „Lehrkanzel“ holen.

Die vornehme Jugend der Aristokratie wurde in allen Künsten des Reitens, der Jagd, der **Saatenbeize** und des Fechtens geübt, die Wissenschaften aber nur so nebstbei behandelt; Feldherren schlugen die glänzendsten Schlachten, aber sie konnten kaum lesen und schreiben. Die deutsche Sprache wurde vernachlässigt, mit ihr auch das Lesen und Schreiben und die Schule beim Volke. Selbst bis in die neueste Zeit währte in Oesterreich dieser geistigtraurige Zustand, und während Männer der Wissenschaft im Auslande für ihre Leistungen Ansehen und Werthschätzung erhielten, gereichte es unseren Staatsdienern in den Augen der Höhergestellten oder Vorgesetzten zum Nachtheile, wenn sie nebst ihren amtlichen Geschäften sich auch mit „literarischen“ Arbeiten beschäftigten. Und während im Auslande das „Schriftstellern“ zu Auszeichnungen und Anerkennungen verhalf, wurde es bei uns von Seite der Amtsvorstände höchst missfällig vermerkt, ja geradezu als erschwerender Umstand angesehen, und der Betreffende konnte von Glück sagen, wenn seine Extrabeschäftigung milde beurtheilt oder nachsichtsvoll verziehen wurde. Diese sonderbaren Anschauungen, die in den höheren Kreisen herrschten, machten sich nun auch in den unteren Schichten des Volkes geltend. So erklärte es sich denn auch, dass mit der Vernachlässigung der deutschen Sprache, mit der Vernachlässigung des Lesens und Schreibens auch der Schulunterricht und das Schulwesen arg vernachlässigt wurden. Es fehlte an der nöthigen Beaufsichtigung der Schule von Seite des Staates, in Folge dessen sich allenthalben verderbliche Ungleichheit in der Methode des Unterrichtes (der damals ganz in die Hände der Geistlichkeit gegeben war) fühlbar machte.

Besonders die „Jesuiten“ gingen willkürlich nach ihrem eigenen „Lehrplane“ vor. Die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache bildete in den höheren Schulen den Kernpunkt, und die deutsche Muttersprache wurde immer mehr und mehr zurückgedrängt und vernachlässigt; es kam so weit, dass alle Lehrgegenstände ausschliesslich nur in „lateinischer Sprache“ vorgetragen wurden. Das trockene, gedankenlose Auswendiglernen, die unnützen spitzfindigen Streitfragen der Dialektik, die steife Pedanterie des Vortrages, sie alle machten den Unterricht für das praktische Leben gänzlich nutzlos. So kam es denn, dass das ganze Unterrichtswesen in Oesterreich immer mehr und mehr in Verfall gerieth, und (als der Jesuitenorden im Jahre 1773 aufgehoben wurde) die Uebelstände des Schulwesens um so deutlicher hervortraten und die unabweisbare Nothwendigkeit einer eingreifenden Reform im Schulunterricht jetzt neuerdings zur Sprache gelangte. Es wurden allenthalben Verbesserungsvorschläge gemacht, Reformpläne verfasst und eine eigene „Studien-Hofcommission“ von der Kaiserin Maria Theresia eingesetzt, die in dieser Angelegenheit (von Josef II. unterstützt) mit gutem Beispiele und Eifer voranging.¹⁾

¹⁾ Wie Kaiser Josef II. über das Schulwesen in Oesterreich dachte, beweist am besten ein eigenhändiges Schreiben desselben vom 15. Juli 1772, worin er unter Anderem wörtlich sagt: „Dieser wichtige Gegenstand der Erziehung erfordert meines Erachtens alle Sorge und Aufmerksamkeit. Die Bildung der Jugend gibt in das Zukünftige dem Staate die Hoffnung, taugliche Befolger und würdige und einsehende Befehlshaber zu überkommen. Niemand wird leider in Abrede stellen, daß beider Anzahl dergestalt bey uns gebriecht, daß die besten Anordnungen nicht zum Vollzuge gebracht und die reinsten Absichten vereitelt werden, da man nicht Alles selbst thun kann.“ Und auf das Ansinnen seiner Rathgeber, man solle fremde Gelehrte vom Auslande kommen lassen, und insbesondere auf den schriftlichen Vorschlag des Grafen Perger schrieb der Kaiser die Worte (die vielleicht noch „heute“ zutreffend wären): „Vor Allem müssen wir trachten, daß alle Unterthanen schreiben, lesen und etwas rechnen lernen, dazu sind alle Gelehrten unnütz. Wir sollten unsere Verfassung, unsere Gebrechen, unsere Fundos wohl besser kennen als jeder noch so einsichtige fremde Gelehrte, der hieher berufen würde.“

Die grosse Kaiserin in ihrem Feuereifer nahm sich des Schulwesens so sehr an, dass sie oft selbst die Schule besuchte, sich die Handschriften der Schüler und Schülerinnen vorzeigen liess, die Lehrer und Schüler durch anerkennende Worte aneiferte, die Auszeichnungen und mitgebrachten Geschenke eigenhändig austheilte, aber andererseits Strafen denjenigen Eltern dictirte, die ihre Kinder dem Schulunterrichte entzogen. In ihren Lustschlössern zu Laxenburg, Hietzing, Hetzendorf und Schlosshof errichtete sie für die Kinder ihrer niederen Schlossbediensteten neue Schulen, und auf jenen Gutsherrschaften, wo sie das „Kirchenpatronat“ besass, liess sie Schulhäuser bauen, und einen von der Studien-Hofcommission ihr vorgelegten und von ihr gutgeheissenen Studienplan ergänzte sie noch mit folgenden eigenhändig geschriebenen „denkwürdigen“ Worten: „*Ist die Historia meines Erzhauses beizusetzen und nach den Classen einzutheilen, und ist in jedem Gymnasium die Particulargeschichte desjenigen Landes, in welchem sich die Gymnasien befinden, zu lehren, um denen Schülern einen echten Unterricht ihres Vaterlandes zu geben. Maria Theresia.*“

Von den vielen Vorschlägen, welche der Kaiserin zur Verbesserung des Schulwesens vorgelegt wurden, dürfte ganz besonders eine markante Stelle aus dem Reorganisationsplane des Grafen von Pergen zu beachten sein, da er die damals herrschende Ansicht der Rathgeber der Krone im Wesentlichen repräsentiert; er sagt unter Anderem: es erscheine sogar wünschenswerth, wenn der Unterricht bei den niederen Ständen, welche zu den härtesten Arbeiten bestimmt seien, auf das Allernothwendigste beschränkt würde; es wäre sogar für das Wohl des Staates am gerathensten, den geistigen Gesichtskreis dieser Menschen nicht allzusehr zu erweitern, weil sie sonst ihre Arbeit nur höchst ungerne verrichten und ihre drückenden Lebensverhältnisse nur um so peinlicher empfinden würden. Die Vorschläge Aller kamen aber in folgenden „Hauptpunkten“ darin überein: dass der Unterricht (der bisher den Ordensgeistlichen allein gleichsam als „Monopol“ anvertraut war) auch weltlichen Händen übergeben und eine Gleichförmigkeit in der Unterrichtsmethode erzielt werden müsse; denn nur durch einen gleichförmigen Unterricht könne eine gleichförmige Denkart aller Unterthanen und somit ein wahrer „Nationalgeist“ wachgerufen werden, dass ferner die Lehranstalten ausschliesslich der Oberaufsicht des Staates zu unterziehen seien und dass von nun an die deutsche Sprache und Geschichte in den Vordergrund zu treten habe. Um aber eine schnell zum Ziele führende Ordnung in das Schulwesen zu bringen, sorgte die Kaiserin dafür, dass mit den Normalschulen der Anfang gemacht werden sollte. Der österreichische Regierungsrath Franz Carl Hägelin arbeitete bereits 1770 einen Organisationsplan für die Normalschulen in Wien aus und die Organisationsarbeiten wurden zur Realisirung dem wackeren Schulmanne Josef Messmer anvertraut, den die Kaiserin zum ersten Director der Normalschulen ernannte. Es wurde für Acquirirung tauglicher Lehrkräfte und besserer Schulbücher gesorgt und die Organisirung so rasch fortgeführt, dass mit Schluss des Jahres 1770 alle Arbeiten beendet waren. Und der 2. Jänner 1771 sollte für die Bürgerschule zu St. Stefan nicht bloss ein wichtiger, sondern auch zugleich ein Ehren- und Freudentag sein, denn an diesem Tage befahl die grosse Kaiserin die Grundzüge der neuen Normalschulen für Wien im Churpriesterhause feierlichst zu eröffnen, wobei nicht bloss die Mitglieder der Studien-Hofcommission, sondern auch die berühmtesten Schulmänner Oesterreichs eingeladen waren. So fand denn in diesem historischen Hause jene wichtige Arbeit ihren Abschluss, die auch für alle künftigen Zeiten und für ganz Oesterreich gedeihlich und segensbringend sein sollte.¹⁾

¹⁾ Das Patent vom 6. December 1774, welches die Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen enthält, ist in der Kropatschek'schen Gesetzessammlung, VII. Band, 116—137 abgedruckt. Vide Helfert's Abhandlung in der deutschen Vierteljahresschrift, 3. Heft 1855, Seite 63—108 und Helfert's Beiträge zur Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens, Seite 65—83.

Die Bauhütte (Steinmetzhüttenhaus) am Stefansfreythof

zählte zu den drei grossen „alten Bauhütten“, welche für ganz Deutschland in Strassburg, Köln und Zürich vertheilt waren, und wo bei wichtigen Anlässen (ähnlich den „Architektentagen“ unserer Zeit) Versammlungen stattfanden, um sich über künstlerische oder technische Fragen zu vereinen. Jede einzelne Bauhütte unterstand wieder dem „Baumeister“ des betreffenden Gebietes. Die „Baukunst“ selbst wurde geheimgehalten und daher in eine *symbolische Sprache* und in *symbolische Formen* gehüllt, deren schriftliche Aufzeichnungen und Mittheilungen an Fremde strenge verboten waren, gleich ihren späteren Brüdern, den „Maurern“, welche im XVIII. Jahrhundert die *Steinmaurerlogen* gründeten. Es wehte ein eigenthümlicher erquickender Freiheitszug durch ihr ganzes Wesen und durch alle ihre Einrichtungen. Es war ein „poetisches“ Element hier nicht zu verkennen. Man denke sich alle Meister und Gehilfen unter einer einzigen Gerichtsbarkeit, unter einem einzigen „Hauptmeister“ vereinigt, wie Glieder einer Familie sich nähergebracht, durch ihre Institutionen von der Aussenwelt abgeschlossen! — Wie konnten sie sich da frei fühlen und frei bewegen, ungehindert Gedanken und Meinungen in ihrer eigenen (den anderen nicht Eingeweihten unverständlichen) Sprache mittheilen, und in welchem Ansehen standen sie nicht zu den übrigen Maurern und Steinmetzen, die nicht zu ihrer Genossenschaft gehörten? Und da die grossartigen Bauarbeiten des Stefansdomes fast durch die ganze Epoche des gothischen Baustyles, also durch mehrere Jahrhunderte anwährten, so erhielt auch die Bauhütte selbst durch ihren Bestand und ihre uralten Traditionen eine grosse Ehrwürdigkeit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte und erst mit der Zertrümmerung der Bauhütte ihr Ende erreichte, wie so manches Grosse, Erhabene und Herrliche aus dem Mittelalter, was unserem heutigen, mehr auf das „Einzelne“ und „Kleinliche“ gerichteten Particularsinne fast gänzlich unverständlich ist.¹⁾

Das deutsche Ordensritterhaus Nr. 783 (neu Stefansplatz 4)

versetzt unsere Phantasie in jene altersgrauen Zeiten des Ritterthums, in die glücklichen Tage Leopold VII. des „Glorreichen“, wo noch das St. Stefanskirchlein ausser dem Weichbilde der Stadt lag, denn schon um das Jahr 1200 kamen die Ritter des deutschen Ordens in's Land, denen Leopold VII. für ihre österreichische Commende ein gastliches Haus und eine der „heiligen Maria“ geweihte Capelle widmete. Dieses weitläufige Gebäude hatte (wie die ältesten Grundbücher beweisen) in seinem gegen den Stefansfreythof zugekehrten Tracte einen grossen Wirthschaftshof, der von „Rossstellen“ umgeben war. In der Zeit von 1666 bis 1670 wurde dieser Theil umgebaut und erhielt erst im Jahre 1785 vom Landcomthur Alois Grafen Harrach durch das Aufsetzen eines vierten Stockwerkes und durch Umbau jene moderne Gestalt, die sie noch gegenwärtig unverändert besitzt.²⁾

Der alte Domherren- oder Chorherrenhof Nr. 872 und 871 (neu 5).

Derselbe bestand bis zum Jahre 1845 aus zwei völlig von einander geschiedenen Häusern, wovon jenes mit Nr. 871 der „*Sixelhof*“ und das andere der „*alte Domherrenhof*“ genannt wurde.

Der „*Sixelhof*“ war unstreitig eines der interessantesten Bauwerke alter Zeit und imponierte mit seinen Erkern und seinen auf Spitzbogentragsteinen ruhenden, vorspringenden Etagen. Eine im

¹⁾ Die staatliche Organisation erhielt die Zunft der *Maurer* und *Steinreher* erst mit der *Wiener Steinmetz- und Maurerordnung* vom Jahre 1412, 6. Juni 1430 und 2. August 1433, wodurch nur ihre „Lohnverhältnisse“ und „Meisterrechte“ geregelt wurden, das innere Wesen der Genossenschaft aber unberührt blieb. In welchem Verhältniss jedoch diese Bauhütte zu der Wiener Maurer- und Steinmetzzunft stand, ist durch keine „Urkunde“ bisher aufzuklären.

²⁾ Eine eingehende Beschreibung dieses Hauses dürfte schicklicher an jener Stelle ihren Platz finden, wo von der Singerstrasse gesprochen werden wird, weil die Hauptfront des Gebäudes gegen diese Strasse gekehrt ist.

Stadtarchive noch heute verwahrte Urkunde belehrt uns, dass der Wiener Bürger **Niklas Süßfel** (oder **Sichfel**) dem Capitel von St. Stefan im Jahre 1450 dieses Haus „zu einem ewigen Jahrtag“ testamentarisch vermachte, das fortan gleich dem Domherrenhofe im Besitze des Wiener Domcapitels verblieb und mit seinen zwei Stockwerken gegen die Schulerstrasse ein Viereck bildete. Das grössere dreistöckige Haus aber mit seinem „Fahrthor“ gegen den Stefansplatz und der „Rückfront“ gegen die kleine „Schulerstrasse“ und „Blutgasse“ wurde (laut Grundbuch) schon im Jahre 1684 „**Eborherren-Hoff**“ und im Jahre 1700 „**Der kleine Thumherrenhof**“ genannt. Die beiden **sub Figur 41** und **42** nebenstehenden Abbildungen gewähren uns die merkwürdige Ansicht des **Domherrenhofes** nach zwei Seiten hin. Das eine Bild (Figur 41) zeigt uns den Tract im Hintergrunde des Hofes, welcher mit der massiven überdachten Stiege, den unregelmässigen Thüren und Fenstern und den eigenthümlichen Spitzbogentragsteinen den ältesten, wohl schon im XIV. Jahrhundert entstandenen Theil des Hofes bildet; das andere Bild (Figur 42) aber jene Partie, die gegen den Stefansplatz zugekehrt ist und mittelst einer Mauer (die über das schwerfällige Einfahrtsthor gewölbt war) den andern Theil des Hauses verband.

Weiter auf dem Bilde ist jenes niedrige „Thürchen“ unter der Treppe bei der Abbildung (Fig. 41) links, und das vergitterte kellerartige Fenster, vor welchem der Wagen steht, auf der Ansicht (Fig. 42) rechts, ganz besonders in's Auge zu fassen. Beide waren Ausläufer der uralten unter dem Hause sich erstreckenden „**Grüfte von St. Stefan**“, von welchen bei der Abbrechung beider Höfe im Jahre 1841 ein Theil blossgelegt wurde; denn bis hierher und bis über den ganzen Stefansplatz entlang, weit über die Grenzen des heutigen Zwettelhofes und des erzbischöflichen Palais hinaus erstreckten sich die „**Katakomben**“, die in ihren stillen, in ewige Nacht getauchten Räumen die düsteren Ueberreste der Verstorbenen aus längstvergangerer Zeit bewahrten, von denen ich hier eine kurze Beschreibung geben will.

Die Katakomben am Stefansfreythof

sind colossal ausgebreitete Souterrains, aus dreissig Gewölben bestehend, wo seit den ältesten Zeiten die Leichen bestattet wurden. Sie waren zuletzt so überfüllt, dass sich fast gar kein Raum mehr bot, weitere Todte unterzubringen.

Im Jahre 1849 besuchte ich mit mehreren Collegen diese schauerlichen Räume des Todes. Ich war damals Hörer der juridischen Facultät an der hiesigen Universität, also in einem Alter, wo bereits das Auffassungsvermögen genügend entwickelt ist, um die Aussenwelt ziemlich richtig beurtheilen zu können, ohne durch die allzurege Phantasie der Jugend beeinträchtigt zu sein. Es verlautete das Gerücht, dass diese „Katakomben“ dem Publicum für immer verschlossen würden. Um so grösser war unsere Neugier, und um so rascher beeilten wir uns, noch gleichsam vor Thorsperre die Wunderstätte des Todes zu besichtigen.

Wir liessen uns also durch einen sicheren Führer mit Fackeln geleiten und gelangten durch eine eiserne Fallthüre, welche in der sogenannten Crucifixcapelle unmittelbar neben der Capistrankanzel sich befindet, auf eine Treppe, die in das unheimliche Innere dieser Grüfte führt. Im Ganzen waren die Gänge schmal und die Gewölbe niedrig (nach Art der Bauweise unserer Voreltern), das Mauerwerk fest und undurchdringlich, als ob die Wände aus einem einzigen riesigen Granitblock gehauen wären, die Pfade zum Gehen an manchen Orten sehr schmal, weil rechts und links zu beiden Seiten Menschenknochen von Armen und Füßen wie Holzscheite klasterhoch aufgeschichtet waren, symmetrisch in gewissen Abständen zwischen Todtenschädel eingepfercht. Der weiche Tritt der Füße liess merken, dass wir auf Moder gingen und der fahle Schein der Fackeln warf unheimliche Schlagschatten auf die seltsam ausstaffirten Wände. Das Gestein glitzerte wunderbar in unzähligen kleinen Flimmerchen, wahrscheinlich die schönen „Flimmerstäfelchen“ des „Granits“. Manchmal stiess der Fuss auf modrige Lappen von einst kostbaren

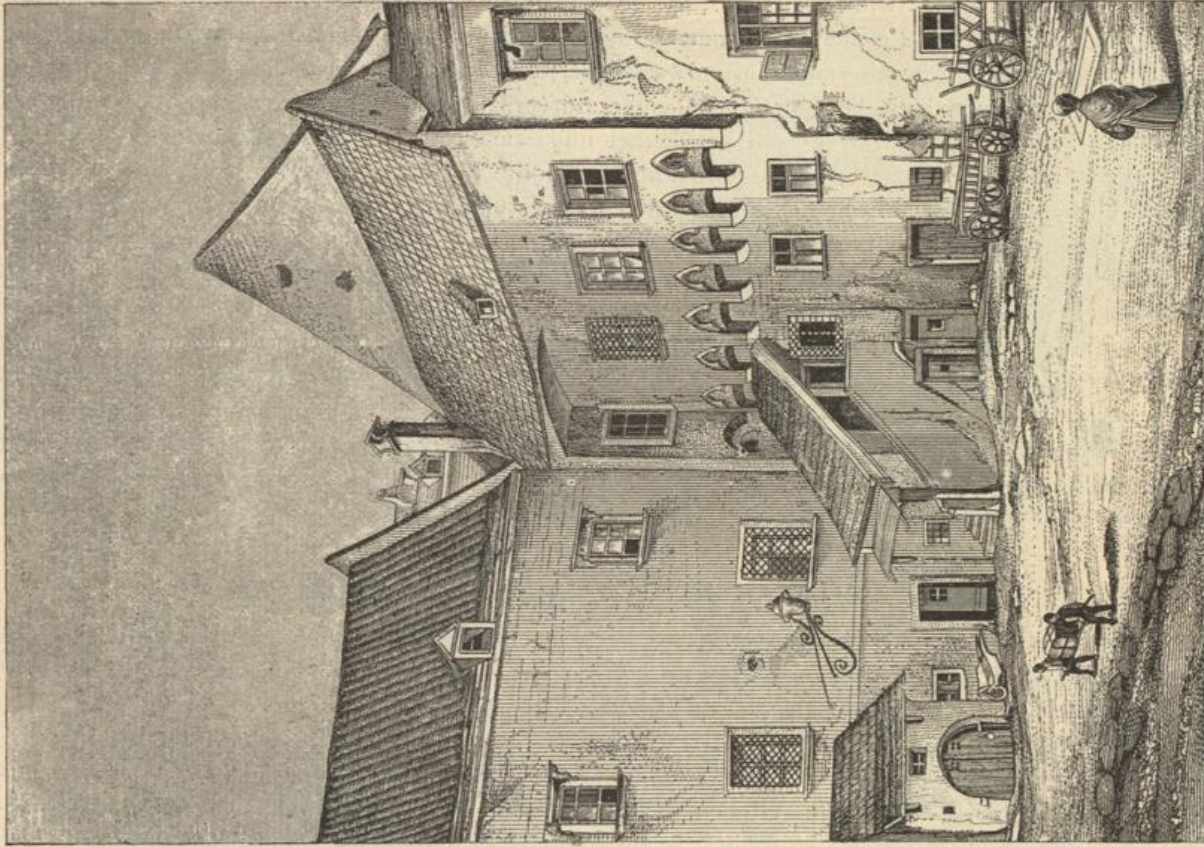


Fig. 42. Der Domherrenhof mit der Nebenseite.

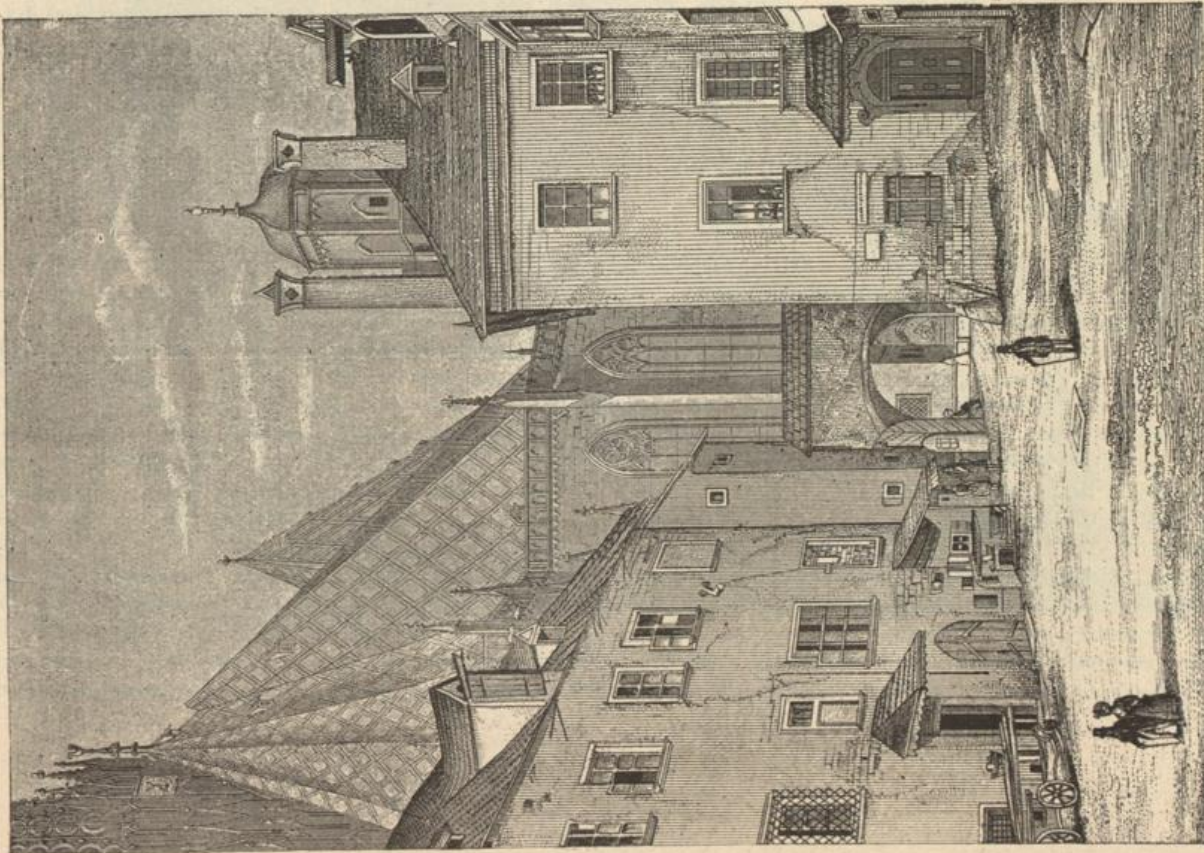


Fig. 41. Der alte Domherrenhof mit dem Einfahrtsthor.

und noch schimmernden Seidenstoffen. In einigen mehr abgelegenen Gruftgewölben trafen wir sogar ganz gut erhaltene Leichen an, mumienartig vertrocknet, von denen die Gewänder fast alle zerstäubt und vermodert herabgefallen waren, aber die Körper — seltsam genug — sich unverändert erhielten. Es scheinen hier die Luft- und Temperaturverhältnisse dem Verwesungsprocess Einhalt geboten zu haben. Die Haut war sanft getrocknet und wie weiches Leder anzufühlen, auch das Zellengewebe des Fleisches war ausgetrocknet und füllte die untere Haut so, dass die Muskeln elastisch blieben. Die Gesichtszüge mancher Leichen waren wunderbar gut erhalten und boten uns einen seltsam gespenstigen Anblick. In manchen Gewölben fanden wir Berge von Moder aufgethürmt und aus dem Schutt hingen Lappen von Kleidern hervor, meist Linnen- und Seidenzeug, letzteres von ganz besonders starker Textur. An manchen Orten gingen wir über harte etwas gewölbte Stellen hinweg, aber überall hatten diese Gräfte Mangel an Licht und Luft und (des engen Raumes halber) etwas Unheimliches, Erstickendes, ja auf die Länge der Zeit Unerträgliches, so dass wir froh waren, endlich das durch einen Schacht beim deutschen Hause in blassen blauen Streifen herabfallende erquickende Tageslicht begrüßen zu können und wir uns freuten, als der Führer uns jetzt eine schmale „Flügelthür“ öffnete, durch welche wir wieder auf das Steinpflaster des Stefansplatzes in's Freie hinausgelangen konnten.

Der Zwettelhof Nr. 870 (neu Stefansplatz 6)

reicht in jene wildbewegten Zeiten zurück, wo noch die Sicherheit der Person und des Vermögens der Raubgier der Ritter und ihrer Söldlinge preisgegeben war. Je bedeutender sich die Schätze der Klöster und Stifte vermehrten, desto grösser war auch die Gefahr ihres Verlustes und desto nöthiger die Vorsicht, um die reichen „Kirchengüter“ in Sicherheit zu bringen. Aber wer konnte ihnen besseren und ausgiebigeren Schutz gewähren, als die wirthlichen Mauern Wiens, die „Hauptstadt der Christenheit“ mit ihren hohen Wällen und tiefen Gräben? Es ist daher leicht begreiflich, dass sehr viele Hochstifte, Schutz suchend, im Laufe der Zeit sich hier niederliessen und sogenannte „Stiftshöfe“ gründeten, deren Namen noch heute fortleben. So verdankt auch der alte „Zwettelhof“ seine Entstehung dem Stifte „Zwettel“, welches im Jahre 1304 das Haus am Stefansplatz von dem Rittergeschlechte der „Greifensteiner“ um 340 Mark Silber käuflich an sich brachte und dem Hause den Namen verlieh, den es noch heute unverändert durch fünf Jahrhunderte trägt.¹⁾

Eine Abbildung (*sub Fig. 43*) zeigt uns diesen alten „Zwettelhof“, wie er noch im Jahre 1842, also vor vierzig Jahren, kurz vor seinem heutigen Umbau ausgesehen. Er war als einer der letzten Reste des uralten Wien, als ein Stück aus der älteren Bauperiode zu betrachten, und

¹⁾ Eine Menge solcher alter Stiftshöfe bestehen noch zum Theil gegenwärtig in Wien, die aus demselben Grunde hieherzogen und den Namen ihrer geistlichen Stifte bis zum heutigen Tage grösstentheils unverändert beibehielten. So z. B. der ehemalige „Sreifingerhof“ am Graben Nr. 618 (neu 29), von Bischof Otto, Sohn des Markgrafen Leopold VI. des Heiligen, für das Stift „Freisingen“ 1140 gegründet; „Gaminghof“, heute „Seitenstettenhof“ in der Seitenstettengasse Nr. 464 und 465 (neu 5), von Herzog Albrecht II. für die Karthause zu „Gaming“ gestiftet und von dem Benedictinerstift zu „Seitenstetten“ 1782 angekauft; „Göttweilhof“ in der Spiegelgasse Nr. 1089 (neu 9), von Kaiser Friedrich II. dem Stifte „Göttweil“ 1237 geschenkt und 1830 in seine heutige Gestalt umgebaut; „Beiligtentruerhof“ zwischen der Köllnerhof- und Schönlaterngasse Nr. 676 (neu Grashofgasse 6), von Herzog Albrecht I. dem Cistercienserstifte zu „Heiligenkreuz“ 1286 gewidmet; „Herzogenburgerhof“ in der Annagasse Nr. 1002 (neu 6), im Jahre 1600 von Simon Freiherrn von Lamberg für das Stift „Herzogenburg“ angekauft; „Johanniterhof“ in der Johannesgasse Nr. 981 (neu 2), vom Markgrafen Leopold VII. 1200 für die „Commende“ des Johanniter-Ordens gebaut und 1839 vom Grund aus neu aufgeführt; „Klosterneuburgerhof“ in der Plankengasse Nr. 1111 (neu 6), welcher nach Aufhebung des Stiftes zu St. Dorothea 1782 dem Klosterneuburgerstifte zufiel; ausserdem kaufte den heutigen „Stiftshof“ in der Renngasse Nr. 151 (neu 10) der Propst Bernhard I. im Jahre 1630 von einem Herrn Volka und wurde derselbe in der Zeit von 1749 bis 1766 in seiner gegenwärtigen Gestalt vom Grund aus neu aufgebaut; „Kremsmünsterhof“ in der Annagasse Nr. 1003 (neu 4), welchen das Kloster „Seissenstein“ an das Kremsmünsterstift 1675 um 3600 fl. verkaufte, das ihn noch heute besitzt; „Citienfelderhof“ in



Fig. 43.

Der „Zwettelhof“ im Jahre 1842.

viele alte Wiener dürften sich noch recht lebhaft aus eigener Anschauung dessen erinnern. Die vielen winkeligen, unregelmässigen Ecken, der Hofraum mit seinen zahlreichen Buden und Kaufläden mit den niedrigen Thoreingängen, mit der alten gothischen Katharinencapelle, sie alle gemahnen an die alte gute Zeit, und zaubern uns recht lebhaft das Bild irdischer Vergänglichkeit vor unsere Seele! Wir sehen neben den vielen kleinen Holzhütten auch grosse Kaufläden, so z. B. das „Glasgewölbe“ rechts neben dem Thore, dann die von 1824 bis 1830 hier befindliche Verlagshandlung der damals schon blühenden Sollinger'schen Buchdruckerei, dann einen „Kupferstecherladen“, rückwärts links im Bilde ein „Schustergewölbe“ und rechts unter der Laterne jene stadtkundige blinde Harfenspielerin, die durch 30 Jahre alltäglich hier bettelte, endlich in der Mitte die „Katharinencapelle“, nach mehrfachen Restaurirungen nur noch in ihren Hauptformen in schwachen Spuren die „gothische Bauweise“ erkennen lassend. Der Zwettelhof erstreckte sich schon seit den ältesten Zeiten vom Stefansplatz bis rückwärts in die Wollzeile hinein, wo auch die Briefpost sich befand. Dieser rückwärtige Theil hatte nur ein Stockwerk mit kleinen Fenstern, die durch starkausgebogene Eisengitter bemerkbar waren. Der vordere, gegen die Stefanskirche zugekehrte Tract war entschieden der ältere, da eine bedeutende Feuersbrunst (der 146 Häuser zum Opfer fielen) am 21. April 1627 nur hauptsächlich das Haus gegen die Wollzeile hin zerstörte, daher auch nur dieser Theil des Hauses grösseren Restaurirungsarbeiten unterzogen werden musste.

Im ersten Stockwerke gegen die Wollzeile hatte das „Hofrichteramt“ des Wiener Domcapitels seine Kanzlei, und zu beiden Seiten der Capelle in der Tracten, welche unser Bild zeigt, waren die Wohnungen der Domherren, zu deren Gemächern gleichfalls enge Stiegen mit massiven Eisengittern führten; in den ebenerdigen Räumen war die k. k. Briefpost untergebracht. Was die eigentliche Entstehungsgeschichte des Zwettelhofes und der Katharinencapelle betrifft, wird dieselbe im letzten Capitel dieses Werkes behandelt werden.

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, dass die alte Stefanskirche seit mehr als einem halben Jahrtausend in kirchlichen „Ceremonien“ und „Festlichkeiten“ den Ton angab und nach dem alten Kirchenritus zu St. Stefan sich die übrigen Pfarreien richteten. Es dürfte daher viele unserer Leser interessiren, Einiges über die Abhaltung solcher besonderer „Feierlichkeiten“ kennen zu lernen, da sie meist aus dem frühen Mittelalter stammen.

Einige der wichtigsten waren folgende:

der Weihburggasse Nr. 908 (neu 9), den aber das Stift nach dem grossen Brande vom 13. September 1810 an Carl Grafen von Strachwitz verkaufte, hierauf aber in der Krugerstrasse Nr. 1016 (neu 4) ein neues Haus käuflich an sich brachte; „Klein-Mariazellerhof“ in der Annagasse Nr. 984 (neu 5), welcher 1482 dem Kloster „Klein-Mariazell“ von Stefan von Hohenberg zum Geschenke gegeben und 1834 neu umgebaut, dann aber für die oberste Rechnungsbehörde bestimmt wurde, welche sich noch gegenwärtig hier befindet; „Mölkhoferhof“ in der Schottengasse Nr. 103 (neu 3), bestand aus drei verschiedenen kleinen Häusern, welche von Zeit zu Zeit für das Stift Mülk, u. zw. 1439 von Adam Dietram, 1631 von Hans Rösche und 1770 von Michael Aspal angekauft und im Jahre 1773 in den heutigen ansehnlichen „Mölkhoferhof“ umgebaut wurden; der „Neustädterhof“ in der Pressgasse Nr. 507 (neu Sternengasse 3), 1750 von der Cistercienserabtei zu Wiener-Neustadt für sich angekauft, welche es noch heute besitzt; „Neubergerhof“ in der Grünangergasse Nr. 833 (neu 1), von Herzog Albrecht und Otto dem Fröhlichen 1331 angekauft und der Karthause zu Neuenberg in Steiermark zum Geschenke gegeben, und zuletzt 1846 um ein Stockwerk erhöht und in seiner gegenwärtigen Gestalt restaurirt; „Trientnerhof“ in der Domgasse Nr. 846 (neu 4) ist ein uraltes, früher zum Erzstifte Trient gehöriges, 1775 ganz neu gebautes und dem Wiener Domcapitel einverleibtes Stiftungshaus; „Passauerhof“ in der Salvatorgasse Nr. 365 (neu 11), vom Bischof Fürst Georg von Passau 1445 um 360 Pfund von Pfennige dem Wiener Bürger Georg Grüneberg für das Passauerstift angekauft, 1806 an Private verkauft und 1821 ganz neu vom Grund aufgebaut; „St. Pöltnerhof“ in der Krugerstrasse Nr. 1007 (neu 5), 1727 von den Klosterfrauen zu Tulln an das St. Pöltner Kloster verkauft und (als Kaiser Josef II. das Bisthum im Jahre 1784 nach St. Pölten übertrug) wieder als Stiftshaus aufgehoben und Privaten käuflich überlassen.

Das Frohnleichnamsfest.

Dasselbe wurde bereits im Jahre 1334 in Wien eingeführt, bis auf die neueste Zeit abgehalten und die Umzüge in der Stadt mit besonderer Feierlichkeit aufgeputzt, indem alle Zünfte, geistlichen Orden, der Hofstaat und die Würdenträger des Reiches mit grosser Prachtentfaltung an der Procession selbst Theil nahmen. Es bildete von jeher den „Hauptfesttag“ der Wiener, besonders vor dem Jahre 1848, wo es noch immer seinen alten Glanz bewahrte und überdies das zur Parade ausrückende Bürgermilitär die Schaulust des Volkes zu reizen vermochte. Man muss es miterlebt haben, um sich einen leisen Begriff zu machen, mit welcher Liebe die Wiener an ihrem „Frohnleichnamstage“ hingen. Auf den Strassen, am Graben, Michaelerplatz, am Neuen Markt und Josefsplatz wurden „Strassenaltäre“ aufgeschlagen und auf das Glänzendste herausgeputzt, vorausgesetzt, dass nicht ungünstige Witterung die Freude der Wiener vereitelte. Schon am Vorabende bildete das „Wetter“ das Hauptthema aller Gespräche, und jedes kleinste Wölkchen wurde von den Stadtbewohnern mit ängstlichem Misstrauen beobachtet; die Musikbanden der verschiedensten Bürgercorps brachten den angesehensten Bürgerofficieren am frühesten Morgen „Ständchen“, und mit dem ersten Morgen grauen wogte es von Tausenden und Tausenden von Menschen, die aus Nah und Fern herbeiströmten und in den Strassen und Plätzen sich gerne zusammenpferchten und lieber das grösste Ungemach erduldeten, als nur den kleinsten Theil der bevorstehenden Augenweide, nur eine einzige „Grenadiermütze“ sich entgehen zu lassen. So war und blieb es bis zu dem verhängnissvollen Jahre 1848. Nach diesem Wendepunkte, nach dieser allgemeinen Umkehr der Geister hatte sich so Manches geändert, andere Gefühle, andere Bedürfnisse sind jetzt in die Brust der Wiener gekehrt; es hatte sich zwar die alte Schaulust des Volkes erhalten, aber neue Elemente kamen hinzu, das politische, das Nationalgefühl. Man fand jetzt nur Reiz und Befriedigung an Festen von nationaler und politisch-radicaler Färbung. Arbeiterfeste, Demokraten-, Schützen-, Wahltags- und Weltausstellungs-Feste kamen an die Reihe und mundeten dem Gaumen besser, zudem war ihre ehrfurchtscheue Bewunderung für bürgerliche „Prunksoldatenspielererei“ seit Errichtung der „Nationalgarde“ und der sie später verdrängenden „Veteranenvereine“ längst verfliegen, und daher das „heutige“ Frohnleichnamsfest kaum mehr ein schwacher Widerschein dieser einst so volksthümlichen, zwar kindischen, aber dennoch so erhebenden Feier.

Die Palmenweihe am Palmbühl bei St. Stefan.

Seit ältesten Zeiten feierte die Geistlichkeit hier alljährlich das sogenannte „Palmenfest“, ein nach besonderem Ritus und Ceremoniel ausgeschmücktes Kirchenfest von um so grösserer Bedeutung, als es uns ein die mittelalterliche Zeit veranschaulichendes, scharf charakterisirendes Bild gewährt.¹⁾

Jene Momente, wo Jesus auf einem Esel reitend in Jerusalem einzieht, das enthusiastische Volk ihm entgegenreilt, Hosanna rufend, auf allen seinen Wegen die Kleider ausbreitet, „Blumen“ und „Palmen“ streut, wurde gleichsam von der Clerisei in scenisch belebten Abschnitten dargestellt. Es zogen nämlich zuerst in feierlicher Procession der Dompropst, die Domherren, der übrige Clerus, Chorknaben und Stadtrath, ein jeder grosse Palmenzweige in den Händen haltend, zum „Palmbühl“ hin. Dieser etwas sanft erhöhte Platz (Bühl genannt) zwischen der Magdalenenkirche und dem Stefansdome, der jetzt mit Palmen und Fahnen umsteckt war, bot genügend Raum, um dort einen grossen Teppich ausbreiten zu können, auf dem ein hölzernes Crucifix in einen blauen Mantel gehüllt lag. Vor diesem Crucifix machte nun die Procession Halt, der

¹⁾ Ein in dem Jahre 1580 geschriebener Codex enthält eine genaue Beschreibung der uralten Kirchenfeste nach altem Ritus bei St. Stefan, die sich bis zu Ende des XVII. und Anfangs des XVIII. Jahrhunderts unvermindert und rein erhalten haben. Ogesser in seiner Beschreibung der Stefanskirche gibt Seite 272 Aufschluss, wie im Jahre 1779 diese Feierlichkeiten abgehalten wurden.

Dompropst oder älteste Domherr schlug ihn mit einem „Palmenrohr“ dreimal auf den Rücken, die erklärenden Worte dazu sprechend: „*Scriptum est enim: Percutiam Pastorem*“ etc., welche Stelle die Chorknaben zu Ende sangen. Zuletzt sprach der Bischof die Worte: „*Postquam autem surrexero*“ etc. Nachdem sich der Pontificirende wieder von der Erde erhoben, wurde die Procession fortgesetzt, vom Domcantor das „hohe Amt“ gesungen und zum Schlusse vor dem Cantorhause eine übergrosse Zahl von „Palmenzweigen“ feierlichst geweiht und unter die jauchzende Menge vertheilt. Den Haupteffect des Ganzen, seinen Glanzpunkt aber bildete jener grosse aus Holz geschnitzte „Esel“, den die Geistlichkeit in der Procession mit sich führte, und der, mit Blumen und Palmen reich geschmückt, der Hauptgegenstand ihrer Neugierde war und die Veranlassung zu jenem noch heute im Munde des Volkes fortlebenden Sprichworte gab, das wir Alle kennen. Die stets zum Spotte geneigten Wiener sagten nämlich scherzweise von einer auffallend geputzten Person: „*Sie sei gepuht wie der Esel am Palmsonntag*“ oder kurzweg „*wie ein Palmesel*“. „*Palmesel*“ ward sonach zum geflügelten Worte.

Die Pumpermetten,

deren Name und Ceremoniel sich noch bis auf die Gegenwart erhalten hat, ist gleichfalls sehr alten Ursprungs und wird alljährlich am Mittwoch, Donnerstag und Freitag in der Charwoche abgehalten. Man pflegte sonst nur einen Leuchter in Form eines „Triangels“ mit 15 angezündeten Wachskerzen vor dem Altare aufzustellen und nach jedem abgesungenen Psalm „eine“ Kerze auszulöschen. (Die Kerzen sollen gleichsam die Erinnerung an die zwölf Apostel und drei heiligen Marien vorstellen.) Später wurden 31 Kerzen aufgesteckt, weil nach Absingung eines jeden Psalmes „zwei“ Kerzen ausgelöscht wurden und die oberste letzte unausgelöscht blieb, da sie das Andenken an den unsterblichen Christus den Herrn bedeutet. Nach Absingung aller Psalmen wurde jedesmal eine feierliche Procession um den Freythof und in der Kirche veranstaltet und dabei einer der ältesten „Kirchengesänge“, „*Maria rosenroth*“ genannt, abgesungen.¹⁾

Das Passionsspiel in der St. Stefanskirche.

Am Charfreitag wurde alljährlich das „*Passionsspiel*“ mit uralten Gebräuchen und höchst sonderbaren Gewohnheiten von den Wiener „*Steuerdienern*“ aufgeführt.²⁾ Zu diesem Zwecke wurde in der Mitte der Kirche eine „Bühne“ errichtet, wo diese Steuerdiener gleichsam als „Acteure“ das ganze *Leiden Christi* (von der Gefangennehmung bis zur Kreuzigung) in Dialog, Kostüm und Scenerie dem Volke vortrugen. Die Hauptbeschäftigten waren ein Prologus, ein Schutzengel, Pilatus und Nicodemus, Johann und Simon, Magdalena und drei verschiedene Marien, deren jede nach dem damaligen Geschmacke der Zeit an einem anderen Punkte aufgestellt war und besondere Worte zu sprechen hatte. Nachdem die Acteure ihre Rolle gesprochen, knieten die Leviten vor

¹⁾ In Schlager's „Wiener Skizzen“ ist uns im II. Bande, Seite 14 dieser merkwürdige und zugleich älteste deutsche Kirchengesang aufbehalten, daher auch hier ihm eine Stelle der Erinnerung gestattet sein möge:

„Christi erhöre uns,	Maria Lichter Morgenstern,
Christi mache selig uns,	Maria bey dir wären wir gern,
Maria sey gnädig uns,	Maria rotbe rosen roth,
Maria bitt dein Kind für uns,	Maria hilff uns aus der Noth.“

²⁾ In den Wiener Stadtbüchern finden sich viele Aufschreibungen, die auf Ausgaben für das Passionsspiel Bezug haben, so z. B. dem Messner 2 fl. und den bürgerlichen Steuerdienern 8 fl. wegen gehaltener Passionskomödie am heiligen Charfreitag in der Stefans-Domkirche. Noch im Jahre 1705 ist in dem Wiener Diarium Nr. 174 eine ausführliche Beschreibung dieser Bussprocession zu lesen.

dem Kreuze nieder, hoben es dreimal von der Erde empor und sangen dabei das „*Ecce lignum Crucis*“ etc., welches die Chorknaben völlig aussangen und hiebei die weissen Chorröcke, die sie über den schwarzen Kutten trugen, auszogen und auf den Boden ausbreiteten. Nun legte sich der pontificirende Priester neben dem Crucifix auf den Teppich hin und nachdem die Handlung bis zur Kreuzerhöhung fortgeschritten war, wurde die Komödie wieder unterbrochen, und eine feierliche Procession begann jetzt, an der sämtliche Cavaliere, Damen, der ganze Stadtmagistrat und alle der Corporis Christi-Bruderschaft einverleibten Brüder und Schwestern (brennende Fackeln und Kerzen in den Händen tragend) sich betheiligten. Der Zug begab sich zum „heiligen Grab“, nachdem vorher der Leichnam Christi auf der Bühne vom Kreuz herabgenommen, auf eine Bahre gelegt, in der Procession mitgeführt und im heiligen Grabe wirklich beigesetzt worden war. Vor dem Grabe standen mehrere Statuen und 26 versilberte hölzerne Leuchter und auf jedem Leuchter eine „sechzigpfündige“ Wachskerze, sogenannte „*Sechsterze*“, weil jede Zunft oder „*Seche*“, die ihre Fahnen und den Quatember-Gottesdienst in dieser Kirche hatte, derselben Kirche auch eine solche Wachskerze beistellen musste. — Sobald der Leichnam beigesetzt war, erschienen wieder dieselben Steuerdiener, die das Passionsspiel am Grabe fortsetzten, worauf der Prologus das Schauspiel mit einer Ansprache an das Publicum beendete. — Diese Passionsspiele sind, wie wir sehen, als die eigentlichen Urfänge der künftigen Theaterstücke, als die Anfänge der dramatischen deutschen Kunst überhaupt zu betrachten, denn sobald sich das Volk an einen gesprochenen Dialog, an das Fortspinnen einer bestimmten Handlung gewöhnte, sobald es die geistlichen Komödien lieb gewann und sich für dieselben interessirte, war auch der Uebergang zu den „weltlichen Komödien“ gar bald gefunden. Man suchte weltliche Begebenheiten von allgemeinem Interesse hervor, setzte sie in Scene, schmückte sie mit passenden Dialogen aus und das „erste Volksstück“ war geschaffen. Man sang später auch passende Lieder dazu oder liess den ganzen Dialog statt zu sprechen lieber gleich singen, und es war das „erste Singspiel“, die „erste Oper“ geboren.¹⁾

Die Freitags-Processionen.

Alle Freitage wurde in der Stefanskirche eine sogenannte *Freitags-Procession* mit dem Austragen des hochwürdigsten Gutes angestellt als bleibende Erinnerung, weil an einem Freitag während der ersten Türkenbelagerung „Soliman“ die Belagerung aufhob, daher die Christenheit zum dankbaren Andenken auch durch diese Procession daran erinnert werden sollte. Im Sommer ging die Procession ausserhalb der Kirche zu zwei Stationen, nämlich zum *Ecce-homo*-Bild, welches sich noch ausser der Kirche an nämlicher Stelle befindet, und zur Crucifix-capelle neben der Capistrankanzel, im Winter aber in der Kirche herum, wo nur „eine“ Station in der „Kreuzcapelle“ abgehalten und die *Oratio „contra Paganos“* gesungen wurde.²⁾ Bei vorgerückter Bildungsstufe bedurfte es wohl nicht solcher äusserlicher Zeichen und Ceremonien, die höchstens nur zu sinnlichen Zerstreuungen, aber kaum zu innerlicher Selbstanschauung führten, daher sie im Laufe der XVIII. Jahrhunderts alle wieder aufgelassen oder modificirt wurden. Am längsten erhielten sich die sogenannten „*Kirchenstrafen*“, von denen ich eine der originellsten hier erzählen will.

¹⁾ Der vollständige Text dieses alterthümlichen Passionsspieles wurde von Albert Ritter v. Camesina in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereines“, X. Band, veröffentlicht und zwar in einer der Sprache des Mittelalters angehörigen Fassung. Derselbe gibt uns einen deutlichen Begriff von dem Geiste dieser religiösen Komödien, die sich noch bis in die neueste Zeit erhielten und in den so beliebten Ammergauer Passionsspielen noch heute fortblühen.

²⁾ Nebst dieser Procession bestanden noch bis in's XVII. und XVIII. Jahrhundert hindurch bei den Stefanern die „*Jesuiten*“, „*Michaeler*“ und „*5 Rosenkranz*“-Processionen.

Die Kirchenstrafe zur Zeit des Advents.

Diese „Kirchenstrafe“ wurde nach abgehaltenem Fasching an dem unmittelbar auf den Aschermittwoch folgenden Tage ertheilt. Die Freuden des Faschings waren damals lebhafter und lärmender, da man sich (nach italienischem Muster) in Wien auch auf der Strasse vermummte und oft die ganze Nacht maskirt durchschwärmte. Da traf es sich denn oft, dass manche Jungfrau, die gern einen Mann bekommen hätte, sich allzusehr den Freuden des Faschings hingab und durch das Dunkel der Nacht und die Vermummung begünstigt, die Grenzen des Schicklichen weit überschritt, was sie meist zu spät zu bereuen hatte. Dieselbe verfiel dann den strengsten Kirchenstrafen. Sie musste mit ihren Leidensgefährtinnen (und deren gab es damals keine geringe Anzahl) vor dem Thoreingange der Stefanskirche stehen, barfuss, ein graues Büsserhemd mit einem „Strohkranz“ in der Hand oder auf dem Haupte. Natürlich bekam so eine gewöhnlich keinen Mann und blieb als „alte Jungfrau“ sitzen, ja musste noch überdies den Spott der Vorübergehenden sich gefallen lassen. Die Wiener verglichen alsdann den sentimentalen Strohkranz mit einem „Strohwisch“ und riefen diesen Mädchen zu, sie sollten jetzt lieber die Kirchenthürme reiben oder gar den Stefansthurm. Der Ausdruck „Stefansthurmreiben“ wurde alsbald ein Scherzwort, gleichbedeutend mit „als alte Jungfer sitzen bleiben“, und ist heute noch im Volksmunde gebräuchlich, aber sein historischer Ursprung, trotz seiner Popularität, den wenigsten Wienern bekannt.
